



10. Heft | 23. Mai 1942

## HENDRIK SPIEKMAN · DAS NEUE PROGRAMM DER HOLLÄNDISCHEN SOZIALDEMOKRATIE



OLLANDS Sozialdemokratie ist jetzt in der glücklichen Lage ein Programm zu besitzen, das von sämtlichen Richtungen in der Partei gebilligt wird. Ja, mehr als das: Sämtliche Richtungen preisen es als ein Programm großen Stils, ein Programm, das alle Bestrebungen der im Kampf stehenden Arbeiterklasse, die gesamte wirtschaftliche Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft wie die großen Ziele der Arbeiterschaft zum Ausdruck bringt.

Wie war es möglich eine solche Übereinstimmung herbeizuführen? Wurden hier Prinzipienopfer gebracht? Haben die verschiedenen Richtungen, die innerhalb der sozialdemokratischen Arbeiterpartei gerade in den letzten Jahren oft so leidenschaftliche Kämpfe ausfochten, sämtlich zugunsten der Einigkeit etwas von ihren Überzeugungen geopfert? Wurde ihre Kontroverse unterdrückt? Oder haben diese Richtungen, die *marxistische* oder *radikale*, die reformistische, die religiös-sozialistische, ferner jene, die der Gewerkschaftsbewegung eine besonders hohe Bedeutung beimißt, sich vielleicht alle von dem edlen Wunsch tragen und trügen lassen, daß Friede im Lager herrschen möchte, ohne die Tatsache zu bedenken, daß abweichende Meinungen doch nun einmal vorhanden sind und sich notwendig geltend machen müssen?

Nein, nicht eine dieser Möglichkeiten liegt hier vor. Zum Beweis dessen sei folgendes angeführt: Noch an dem Tag der Annahme des neuen Programms entbrannte auf dem Leydener Parteitag eine äußerst heftige Debatte über den Amsterdamer Seemannsstreik und die Haltung der Partei dazu, in der die beiden Richtungen, die man (so wenig richtig auch mit diesen Benennungen die Gegensätze gefaßt werden) als *marxistisch* und *revisionistisch* zu bezeichnen pflegt, sich wieder aufs schärfste bekämpften, und bei der von neuem unzweideutig zum Ausdruck kam, daß die übergroße Mehrheit der Partei nicht geneigt ist auch nur einen Schritt nach jener Seite zu tun, nach der die *radikale* Minderheit sie drängen möchte. Daß dennoch eine solche fast unbedingte Übereinstimmung über das neue Parteiprogramm erzielt worden ist, daß die Diskussion darüber

auf dem Parteitag sich mehr zu einer Kundgebung für das Programm als zu einer Kritik des Entwurfs gestaltete, und jetzt nach dessen endgültiger Annahme keine der Parteirichtungen sich als Siegerin oder als Überwundene fühlt, findet meiner Meinung nach seine Erklärung in verschiedenen Umständen. Zunächst in der eigenartigen Natur des Programms, seinem eigentümlichen Aufbau, in dem konsequent innegehaltenen objektiven Charakter des Ganzen und daneben in der glänzenden Leitung durch unsern Genossen Troelstra, der von Anfang an mit vollem Ernst bestrebt war ein wirkliches Einheitsprogramm zu schaffen, sämtliche Richtungen zur Mitarbeit heranzog, alle besonderen persönlichen Wünsche über Einzelheiten des Entwurfs bei sich und anderen im allgemeinen Interesse zu unterdrücken suchte und darin sein Ziel vollständig erreichte. Wie ich ohne einen Schatten persönlicher Schmeichelei sagen darf, hat er sich hier als wahrhafter Parteiführer gezeigt.

Nun zum Programm selbst.

In den *Sozialistischen Monatsheften* hat schon Genosse Ankersmit die Gründe auseinandergesetzt, die der sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Holland bereits seit einigen Jahren die Notwendigkeit einer Programmrevision nahelegten.<sup>1)</sup> Ich halte es indessen für zweckmäßig jetzt, da der Parteitagsbericht die sehr ausführliche Rede des Genossen Troelstra wiedergab, in der er vor dem Parteitag den Programmentwurf im Auftrag der Revisionskommission begründete, einige Stellen aus dieser groß angelegten und tiefgründigen Rede hier anzuführen, da darin die sozialistisch-wissenschaftliche Bedeutung des neuen Programms auf die vorzüglichste Weise beleuchtet wird. Troelstra führte aus: »Das alte Parteiprogramm, das erste der sozialdemokratischen Arbeiterpartei, dessen Entstehung einer Improvisation zu verdanken war, hat jetzt 17 Jahre ausgehalten. Das ist 1 Jahr länger als das deutsche Gothaer Programm, 5 Jahre länger als das österreichische Programm von Hainfeld und 7 Jahre länger als das Programm des früheren *Sozialdemokratischen Bundes* in Holland. In diesen 17 Jahren hat die wirtschaftliche Entwicklung mancherlei Erscheinungen gezeitigt, darunter viele, die die Grundlagen des wissenschaftlichen Sozialismus erhärtet haben. So hat sich in dieser Zeit das Bankkapital als Beherrscher der Industrie und als Führer und Schürer des Imperialismus sehr bedeutend entwickelt. Ferner trat in diesen 17 Jahren eine andauernd starke Konzentration in der Industrie ein, und wie die letzte Krise lehrte, zeugte auch das längere Ausbleiben einer wirtschaftlichen Krisis noch nicht von dem endgültigen Verschwinden der Krisen überhaupt. Aber manches in der Entwicklung der Gesellschaft oder einzelner gesellschaftlicher Zweige ist auch anders vor sich gegangen oder geht noch anders vor sich als es unser Programm darstellt, und das alte Programm der sozialdemokratischen Arbeiterpartei, das jetzt durch ein neues ersetzt werden soll, ist an vielen Punkten, besonders da, wo es von der Verelendungs- und Katastrophentheorie handelt, noch viel anfechtbarer als das deutsche Erfurter Programm, das bei diesen Theorien mehr an bloße gesellschaftliche Tendenzen denkt.

In dem alten Programm der sozialdemokratischen Arbeiterpartei wird von den »Nichtbesitzenden, deren Elend mit ihrer steigenden Anzahl wächst«, und von der »raschen Aufeinanderfolge der Krisen« gesprochen. Diese Erscheinungen werden nicht als Tendenzen der kapitalistischen Gesellschaft hingestellt sondern als Tatsachen, und als Tatsachen sind sie unrichtig. Ferner wird im Programm von der »schnell fortschreitenden Konzentration aller Produktionsmittel in den Händen einer stets geringer werdenden Zahl von Personen« gesprochen, und diese Behauptung, die sich hier auf sämtliche Wirtschaftszweige bezieht, ist mindestens für die landwirtschaftlichen Betriebe nicht aufrecht zu halten. In der Landwirtschaft geht der Siegeszug des Kapitalismus auf ganz andere Weise vor sich als in Handel und Industrie.

<sup>1)</sup> Siehe Ankersmit *Ein neues Parteiprogramm für die holländische Sozialdemokratie* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1910, 3. Band, pag. 167A ff.

Für Holland wenigstens war das alte Programm in diesem Punkt nicht mehr zu verteidigen.

Besonders notwendig war eine Revision unseres alten Programms im Punkt der *Verelendung*. Wir durften im neuen Programm die *Verelendung* nicht als Tatsache hinstellen, vielmehr nur als eine Entwicklungstendenz der kapitalistischen Gesellschaft. Stellte man aber alle jene niederdrückenden Wirkungen und traurigen Folgen des Kapitalismus nur als Tendenzen dar, sagte man damit also: nicht alle diese Tendenzen setzen sich wirklich in immer fühlbarere, immer schärfer eingreifende Tatsachen um, so mußte die Frage erstehen: warum verwirklichen sich denn diese Tendenzen nicht alle? Und die Antwort darauf lautet: weil sich im Proletariat Gegentendenzen geltend machen, die im selben Maß stärker und bedeutungsvoller werden wie der Kapitalismus selbst erstarkt. Der frühere Sozialismus stützte sich auf das Elend der Massen; der marxistische Sozialismus dagegen baut sich auf den Widerstand der Arbeiterschaft auf. Und wer heute ein sozialdemokratisches Parteiprogramm ausarbeiten will, wird nicht umhin können die wachsende Entwicklung dieser Widerstandskräfte in der Arbeiterschaft genau ebenso in diesem Programm zum Ausdruck zu bringen wie die wirtschaftliche Entwicklung selbst. Das ist in unserm Programm geschehen, und so ist es ein dynamisches statt eines statischen Programms geworden, das heißt eines Programms, das nur Tatsachen feststellen will. Im alten Programm wurde über die Wirkung, die Folgen dieser proletarischen Widerstandskräfte nichts ausgesagt. Am Anfang war der Klassenkampf nur ein spontanes Sichauflernen gegen die unmenschlichen Zustände im Kapitalismus. Jetzt aber ist die Organisation zu einer gewaltigen Macht geworden, und die Gewerkschaftsorganisationen, die ursprünglich unter den Fittichen der bürgerlichen Parteien standen, haben sich mit ihrer vollen Kraft jener Widerstandsbewegung angeschlossen. Diese starke proletarische Bewegung übt nun wiederum eine einschneidende Wirkung auf den Kapitalismus aus; sie greift ihn in seinem Wesen selbst an; sie geht allmählich von der Verteidigung zum Angriff über, und der Kampf gegen den Kapitalismus wird nun zugleich ein Kampf für den Sozialismus. Gleichzeitig vollzieht sich in diesem Kampf eine Wandlung nicht nur in den materiellen Verhältnissen sondern auch in der Psyche des Proletariats, in seinem Wollen, seinem Streben, seinem Geist. Die Arbeiter, die in den Kampf hineingerissen werden, entwickeln sich zu anderen Menschen. Die Klasse der elenden Menschen von früher ist heute zu einem Faktor der Kultursteigerung geworden. Und auch diese geistigen Wandlungen im Proletariat müssen im Programm ihren Ausdruck und ihre Würdigung finden, genau so wie die ihnen zugrunde liegenden ökonomischen Veränderungen. Nicht die ökonomische Entwicklung allein wird eine sozialistische Gesellschaftsordnung herbeiführen können, auch der Wille, der bewußte Wille des Proletariats ist dazu unentbehrlich. Ohne diesen Willen läßt sich sehr wohl die Entwicklung einer Art großkapitalistischen Feudalismus denken, durch den der Sozialismus mindestens noch längere Zeit ferngehalten werden könnte.

Wenn diese Würdigung der geistigen Hebung des Proletariats im Programm als Verstoß gegen den Marxismus erscheint, der beweist damit nur, daß er den Marxismus niemals begriffen hat. Der Marxismus hat niemals gefordert, daß man unter den Faktoren für die sozialistische Umgestaltung der Gesellschaft den Widerstand und die geistige Hebung des Proletariats übergehen solle. Das *Kommunistische Manifest* gibt eine eingehende Darstellung dieser proletarischen Widerstandskräfte und ihrer Entwicklung zum machtvollen organisierten Kampf. Schon in seiner polemischen Schrift gegen Vogt spricht Marx von der bewußten Teilnahme des Menschen an dem Umgestaltungsprozeß. Eben weil die sozialdemokratische Bewegung eine politische Kampfbewegung ist, ist es erforderlich in einem Programm, das die Notwendigkeit des Sozialismus nachweisen will, auch den Willen des Proletariats zum Sozialismus als tatsächlichen Faktor mitaufzunehmen.«

Dies die allgemeine Erläuterung des Programms, das jetzt wie folgt lautet:  
 »Die Entwicklung der Gesellschaft hat zur kapitalistischen Produktionsweise geführt, in der die Masse der Produzenten von den Produktionsmitteln getrennt ist. Diese Produktionsmittel dienen ihren Besitzern dazu aus der Arbeit der Arbeiter, die aus Sorge für ihren Lebensunterhalt gezwungen sind ihre Arbeitskraft zu verkaufen, Profit zu ziehen. Zwei Klassen, das Proletariat und die kapitalistische Klasse, stehen einander auf diese Weise in dauerndem Interessengegensatz gegenüber.

In diesem System zwingen Konkurrenz und Profitgier zur andauernden Verbesserung der Technik, zur Ersparung von Arbeitslohn. Es führt bei der kapitalistischen Klasse zur Anhäufung von Reichtum, beim Proletariat aber zu Elend, Unsicherheit der Existenz, Abhängigkeit, übermäßiger und schwerer, oft ungesunder Arbeit von Männern und Frauen; zur Kinderarbeit; zur Vernichtung des Familienlebens, zum Rückgang der körperlichen Leistungsfähigkeit, zu Pauperismus und Prostitution, Alkoholismus und Kriminalität. Die Folge ist, daß die Arbeiterklasse da, wo sie den kapitalistischen Profitthunger nicht durch ihren Widerstand zügelt, in steigende Entartung und in Elend versinkt, nur beschränkt durch die natürlichen Grenzen menschlichen Ertragens und die Forderungen der kapitalistischen Interessen. Das Mißverhältnis zwischen der steigenden Produktivität der Arbeit und der geringen Kaufkraft der Massen und das Fehlen einer gesellschaftlichen Regelung der Produktion verursachen immer wieder Krisen im Wirtschaftsleben, die alle diese dem Wesen der kapitalistischen Produktionsweise inhärente Tendenzen noch verschärfen. Diese Wirkungen rufen aber den Widerstand des Proletariats hervor, das sich gewerkschaftlich und politisch organisiert und immer stärker zum Bewußtsein seiner Aufgaben kommt: den Kapitalismus als System zu bekämpfen und die Führung der Gesellschaft der kapitalistischen Klasse ab- und selbst zu übernehmen. Bei ihrem Kampf um politische Rechte und soziale Reformen nämlich stößt die Arbeiterklasse, solange sie nicht die Herrschaft besitzt, auf die Übermacht und den mangelnden guten Willen der herrschenden Klasse, die nur notgedrungen, unter dem Einfluß der wachsenden Macht des Proletariats dessen Forderungen entgegenkommt und darin nicht weiter geht als die Handhabung ihrer Herrschaft und das Wesen des kapitalistischen Systems es erlauben.

Inzwischen schafft die kapitalistische Entwicklung selber die ökonomischen Bedingungen für ein neues Produktionssystem, das nicht auf der Ausbeutung der einen Klasse durch die andere beruht sondern auf gesellschaftlichem Besitz und gesellschaftlicher Verwaltung der Produktionsmittel, dessen Ziel nicht der Profit einzelner sondern die Befriedigung der Bedürfnisse aller ist. Die Konkurrenz in Verbindung mit dem technischen Fortschritt zwingt immer mehr zur Großproduktion; sie macht solcherweise die kleineren Unternehmer vom Großbetrieb abhängig oder macht sie zu Proletariern. Obgleich der Prozeß der Betriebskonzentration sich in den landwirtschaftlichen Betrieben bisher nicht in der gleichen Weise zeigt wie in Handel, Verkehr und Industrie, so sieht man doch auch dort die Macht des Kapitals wachsen, und zwar durch die Ausdehnung des Pachtsystems, durch den zunehmenden Einfluß industrieller Unternehmungen auf die Landwirtschaft und die Bewegung zur Monopolisierung des Markts durch das Großkapital. Dabei geht aber auch dort, wo die landwirtschaftlichen Kleinbetriebe sich neben den größeren behaupten oder ausdehnen, diese Erscheinung Hand in Hand mit einem derartigen Maß von Entbehrung und Überarbeit auf seiten derjenigen, die darin ihre Existenz finden, wie es mit dem in den arbeitenden Klassen herrschenden Drang nach einer höhern Lebenshaltung auf die Dauer unvereinbar ist. Obendrein leitet die Entwicklung der fabrikmäßigen Produktion einen immer größern Teil des eigentlichen Agrarbetriebs auf das Gebiet der Industrie hinüber.

In der weitem Entwicklung bringt die Konkurrenz den Profit in Gefahr, was zur wachsenden Ausdehnung des kapitalistischen Monopols und zur Beschränkung der Konkurrenz führt. Immer mehr geraten Produktion und Verkehr unter die Herrschaft des Bankkapitals, und das Profitmachen wird unabhängig von jeglicher Funktion in Produktion und Tausch. Der Kapitalist verliert damit seine Bedeutung als Betriebsleiter und wird zum Parasiten des Volkwohls. Der Betrieb gelangt nun auf eine Stufe, wo er zur Übernahme durch die Gesellschaft geeignet ist. Damit ist die Grundlage gelegt, auf der das System der sozialistischen Produktionsweise auf die Produktion in ihrem ganzen Umfang angewendet werden kann. Inzwischen wird eine Reihe von Betrieben von der privaten in öffentliche Verwaltung überführt, während zugleich auch das Genossenschaftswesen das Gebiet des privaten Betriebs beschränkt.

Mit diesen wachsenden Möglichkeiten für den Sozialismus gehen das zunehmende Streben und die Macht zu seiner Verwirklichung zusammen. Die gewaltige Vermehrung des Reichtums und der Luxus der Kapitalisten steigern auch die Anforderungen, die die Arbeiter an die Lebenshaltung stellen, während auf der andern Seite das Hinaufschrauben der Wohnungsmieten als Folge der Bevölkerungsanhäufung in

den Großstädten und die Preisbewegung die Tendenz haben die Lebenshaltung der Arbeiter herabzudrücken. Im Klassenkampf, in dem ein Teil des Proletariats sich eine höhere Lebenshaltung zu erkämpfen weiß, steigern sich seine Bedürfnisse bis zu einem Grad, daß sie unter der Herrschaft des kapitalistischen Systems nicht mehr zu befriedigen sind. Die Gegensätze innerhalb der kapitalistischen Klassen treten in dem gleichen Maß in den Hintergrund wie das Streben der Arbeiter nach neuen Rechten und Reformen für deren Herrschaft und das ganze kapitalistische System gefährlich wird. Diese Bewegung zeigt sich sowohl in dem Zusammenschluß der Unternehmer den gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter gegenüber als auch auf politischem Gebiet. Die Kapitalmagnaten an der Spitze der riesenhaften Kapitalkonzentrationen, die, weil sie über Materialien, Verkehrswesen und Betriebsmittel verfügen, sich die ganze Gesellschaft zinspflichtig erhalten, wissen Verwaltung und Gesetzgebung ihren Interessen dienstbar zu machen und treiben die Regierungen auf den Weg des Imperialismus und der Kolonialpolitik mit der damit zusammengehenden Erhöhung der Militärlasten und einer wachsenden Spannung in den internationalen Beziehungen. Gleichzeitig wächst auch die Macht der Arbeiterschaft gegenüber dem Kapitalismus. Hand in Hand mit der Betriebskonzentration geht ein zunehmendes Übergewicht der numerischen Stärke im Proletariat. Als neues Element entwickelt sich darin der *neue Mittelstand*: Techniker und Beamte des Großbetriebs, die, was Existenzunsicherheit und Abhängigkeit vom Kapitalismus anlangt, dem Arbeiter gleichgestellt sind. Daneben entwickeln sich jene Gruppen, deren Interessen dem Kapitalismus zwar nicht gerade entgegenstehen, aber ebensowenig mit ihm zusammenfallen. Das Proletariat erwirbt im Klassenkampf eine wirtschaftliche und politische Entwicklung, eine gesellschaftliche und moralische Hebung und eine Ausdehnung und Erstarkung seiner Organisation, die es nicht nur in stand setzen den Widerstand der herrschenden Klassen zu brechen sondern es auch für seine Aufgabe reif machen die Stelle dieser Klasse einzunehmen. Bei diesem Bestreben ist es unbesiegbar, weil es dabei seine historische Aufgabe erfüllt die ganze Gesellschaft von einem System zu erlösen, das ökonomisch überlebt und moralisch verurteilt ist.

Das Proletariat kann den Widerstand der kapitalistischen Klassen gegen die Überführung der Produktionsmittel aus privatem in gesellschaftliches Eigentum nur brechen durch die Eroberung der politischen Macht. Zu diesem Zweck hat sich die Arbeiterschaft, die durch den Klassenkampf zum Bewußtsein ihrer Aufgabe erwacht ist, über die ganze Erde hin organisiert. Die sozialdemokratische Arbeiterpartei Hollands hat es sich zum Ziel gestellt auch das holländische Proletariat zur Teilnahme an diesem internationalen Kampf der Arbeiterklasse zu führen. Sie erstrebt die Einigkeit im proletarischen Klassenkampf und unterstützt so viel wie möglich jede ökonomische oder politische Bewegung der Arbeiterschaft, die auf Eroberung besserer Lebensbedingungen gerichtet ist, um auf diese Weise das Klassenbewußtsein des Proletariats und seine Macht gegenüber den besitzenden Klassen zu stärken.

Von den Erläuterungen über Einzelheiten des Programms, die Genosse Troelstra im Einverständnis mit der Kommission gab, führe ich noch die folgenden für die Interpretation des Programms wichtigen Stellen an:

Die Fassung der Stelle über die Landwirtschaft stieß in der Kommission nicht auf Widerspruch. Die allgemeine Entwicklung in Handel und Industrie zeigt eine stetige Zunahme des Großbetriebs auf Kosten der Kleinbetriebe; dadurch tritt eine Erstarkung des Proletariats ein, und jede weitere Entwicklung läßt uns dem Sozialismus einen Schritt näher rücken. Dagegen ist in der Landwirtschaft die Konkurrenzmöglichkeit der Kleinbetriebe gegenüber dem Großbetrieb eher besser als schlechter geworden. Aber das ist noch kein Beweis gegen den Sozialismus. Denn einmal ist die ländliche Bevölkerung relativ in Abnahme begriffen, und damit vermindert sich die Bedeutung jener Bevölkerungsschicht für das Proletariat. Dann werden allmählich verschiedene Zweige des landwirtschaftlichen Betriebs aus den Bauernhöfen in die Fabriken verlegt. Endlich wird der Bauer mehr und mehr von der Großindustrie und dem Großhandel abhängig, vom Weltmarkt, mit einem Wort: von der großkapitalistischen Ent-

wicklung der Gesellschaft. Ferner lebt die ländliche Bevölkerung nicht mehr isoliert dahin. Die jüngeren Leute in den Dörfern lernen das industrielle Leben, den großen Kampf der Arbeiterklasse kennen, und sicher übt dieser Kampf auch auf die ländliche Bevölkerung eine tiefgreifende Wirkung aus. Auch können die Kleinbauern nur durch einen übermäßig langen Arbeitstag und vielfach durch Unterernährung ihre Position halten und ihren Verpflichtungen nachkommen. So wird sich schließlich auch das ländliche Proletariat und das Zwergbesitzertum mehr und mehr dem sozialistischen Ideal zuwenden müssen, das ihm nur als eine Befreiung erscheinen kann.

In der Verelendungsfrage war sich die Kommission darüber einig, daß es für die moderne Arbeiterklasse zum mindesten eine psychische Verelendung gibt, die einerseits aus dem immer tiefer empfundenen Bedürfnis der Arbeiterschaft erwächst an allen materiellen und geistigen Kulturgütern teilzunehmen und andererseits aus der immer geringern Möglichkeit diese steigenden Bedürfnisse befriedigen zu können. Verschiedene Anschauungen bestanden in der Kommission darüber, wie viel oder wie wenig die Arbeiter noch unter der Herrschaft des Kapitalismus erobern und festhalten können. Aber alle stimmten darin überein, daß das Proletariat für eine Hebung seiner Lebenslage kämpfen müsse, daß dieser Kampf zwar schwierig sei, doch jede Verbesserung ihrer Lage für die Arbeiterschaft ein Stimulans zu höheren Zielen darstellen, ihre Zukunftsaussichten erhöhen und ihre Hoffnung auf eine endliche Befreiung verstärken werde.

So weit die Erläuterungen Troelstras.

Von den anderen Rednern erwähne ich nur den Genossen van der Goes, den hervorragendsten Vertreter der *radikalen* Mitglieder der Kommission, der den Parteivorstand ersucht hatte ihm Gelegenheit zu geben vor dem Parteitag die Gründe darzulegen, die ihn und seine theoretischen Gesinnungsgenossen zur Billigung des Programmwurfs bewogen. Sie hätten für den Entwurf gestimmt, weil darin erklärt wird, eine Aussöhnung mit dem Kapitalismus sei für die Arbeiter völlig unannehmbar, und die einzige Macht, die unter der Herrschaft des Kapitalismus Verbesserungen der Lebenslage bewirken könne, sei der Kampf und Widerstand der Arbeiterklasse. Nicht aus sich selbst heraus nehme also der Kapitalismus für die Arbeiterschaft etwas erträglichere Formen an; dazu sei unbedingt seine vollkommene Revolutionierung durch die Gewalt der kämpfenden Arbeiterklasse nötig. Nicht anders als durch eigenen Kampf, durch den Kampf gegen alle niederdrückenden Tendenzen des Kapitalismus könnten wir eine allgemeine Hebung der Lebenslage der Arbeiterschaft erobern. So stütze sich das ganze Programm auf die Kraftentfaltung und den Widerstand der Arbeiterschaft selbst. Nur an einer einzigen Stelle, führte van der Goes aus, wird in dem Programm von der Hebung der materiellen Lebenslage des Proletariats gesprochen, und auch da wird sie nur als eine Folge des Klassenkampfes, als ein Sympton der zunehmenden Bedürfnisse der Arbeiterschaft hingestellt. Das Programm sagt also den Arbeitern: Auch von eurem eigenen Klassenkampf habt ihr niemals Resultate zu erwarten, die euch gänzlich befriedigen können. In diesem Sinn ist das Programm ganz *marxistisch*. Es sagt: Der Kapitalismus bedeutet für die Arbeiterschaft unter allen Umständen Elend, freilich nicht gerade Zunahme des Elends. Das Mißverständnis, das früher bestand, ist jetzt völlig aus dem Programm eliminiert. Marx hat über

diesen Punkt niemals anders gedacht. Aber das Programm darf nicht so aufgefaßt werden, als legten wir der materiellen Hebung der Lebenslage des Proletariats den gleichen Wert bei wie der sittlichen und organisatorischen, oder als glaubten wir in dem gleichen Sinn an deren Möglichkeit. Gewiß steigt das Proletariat in jeder Beziehung auf, immer aber bleibt es unter dem Kapitalismus eine Klasse von Armen. Ebenso können wir uns wohl vorstellen, daß durch die Gewerkschaftsbewegung noch unter der Herrschaft des Kapitalismus die Arbeiter schließlich bessere Nahrungs- und Wohnungsverhältnisse erreichen, nicht aber, daß sie einen nennenswerten Wohlstand erobern. Eine Besserung der Lebenslage wird sich für das Proletariat gerade als Resultat des politischen Kampfs ergeben; durch ihn werden Staat und Gemeinden zu eingreifenderen sozialpolitischen Maßnahmen gezwungen.

Dies die Interpretationen, die von beiden Seiten dem neuen Programm gegeben wurden. Es seien mir dazu noch einige Bemerkungen gestattet.

Nicht nur Genosse van der Goes in seiner Parteitagrede, auch eins der kleineren holländischen Parteiblätter, das *Friesch Volksblad*, nennt dieses Programm ein *marxistisches Programm*. Es kann uns ja nun ganz gleichgültig sein, ob dieser oder jener Genosse das Bedürfnis hat dem Programm den Stempel einer bestimmten Richtung aufzudrücken. Nur auf den Inhalt kommt es doch schließlich an. Und da meine ich: Alle Ursache, mit diesem neuen Programm der holländischen Sozialdemokratie zufrieden zu sein, haben diejenigen Sozialdemokraten, die wir als *Reformisten* bezeichnen, weil sie auf die Reformarbeit in der Gegenwartsgesellschaft ein ganz besonderes Gewicht legen, die Genossen, die diese Reformen, ob sie nun nach hartem und schwerem Kampf durch die soziale Gesetzgebung, ob sie durch die aufbauende und schaffende gewerkschaftliche Arbeit oder als Resultat des Genossenschaftswesens erzielt sind, als Vorbedingung für die Machtentwicklung des Proletariats betrachten, und die alle diese Reformen (wenn auch selbstverständlich als Resultat des Klassenkampfes) schon gegenwärtig für möglich halten. Gerade die in dem neuen Programm zur Geltung gebrachte Würdigung der positiven Arbeit der Arbeiterbewegung, die Anerkennung, daß diese Bewegung, die politische und gewerkschaftliche Aktion, so starke Gegentendenzen gegen die Verelendungstendenzen des Kapitalismus erzeugt, daß die Arbeiterklasse teilweise sich eine höhere Lebenshaltung zu erkämpfen weiß und sich im Klassenkampf eine wissenschaftliche und politische Entwicklung, eine gesellschaftliche und moralische Hebung und eine Ausdehnung und Erstarkung ihrer Organisation erwirbt, die sie nicht nur instand setzen den Widerstand der herrschenden Klassen zu brechen sondern auch sie reif machen selber deren Stelle einzunehmen: alle diese Anerkennungen der schon jetzt vorhandenen und sich immer weiter entwickelnden Gegenwartsergebnisse der schaffenden Arbeiterbewegung sind noch in keinem einzigen sozialdemokratischen Parteiprogramm so stark hervorgehoben worden wie in diesem.

Wenn Genosse van der Goes hier sagt: daß der unaufhörliche Klassenkampf die Vorbedingung für die neben den politischen und organisatorischen Erfolgen der Arbeiterbewegung erzielte materielle und moralische Hebung der Arbeiterschaft sei, so ist das ja selbstverständlich; es ist niemals von den Reformisten auch nur im mindesten angezweifelt worden. Der Kern der Frage war vielmehr der: Kann eine allgemeine Erhöhung der Lebenslage, auch der materiellen und

gesellschaftlichen Stellung des Proletariats schon unter der Herrschaft des Kapitalismus erreicht werden? Und muß diese Erhöhung erreicht werden, damit die Arbeiterklasse ihre revolutionäre Aufgabe erfüllen kann? Ist deshalb diese allgemeine Erhöhung der Lebenshaltung eine Vorbedingung für den einstigen Sieg des Proletariats? Diese Fragen werden in dem neuen Parteiprogramm mit eiserner Konsequenz bejaht: Mit der Verelendungstheorie hat dieses Programm ein für alle Mal aufgeräumt. Darum ist in dieser Betrachtungsweise auch die Gewerkschaftsbewegung nicht nur ein Mittel zur Organisation der Massen, sondern auch ein Mittel zur Hebung der Lebenslage jener Massen; und darum ist die schaffende Arbeit der Gewerkschaften auch die Vorbedingung zur Erreichung der Ziele der Sozialdemokratie.

Einen schwachen Punkt indes besitzt dieses Programm: Das ist der Absatz, der von der Landwirtschaft handelt. Zwar konstatiert es hier wohl die ganz andersartige Entwicklung der landwirtschaftlichen gegenüber den industriellen Betrieben, doch erklärt es sie nicht. Dann aber zieht es aus verschiedenen, freilich bedeutsamen Nebenerscheinungen in der Landwirtschaft den Schluß: die Kleinbauern würden zweifellos auch zur Sozialdemokratie kommen. Wem aber wäre es bei dem jetzigen Stand der Agrarfrage wohl möglich einen Programmsatz zu entwerfen, in dem aus der agrarischen Entwicklung heraus die Notwendigkeit des Sozialismus für die Landwirtschaft klar und bestimmt bewiesen wird?

Alles in allem: Es ist ein gutes, reichhaltiges, starkes und hochstehendes Programm.

XX

## KARL LEUTHNER · WOZU — WOHN?



LLER Radikalismus fühlt sich auf dem Papier am wohlsten. Das Papier ist der Mutterboden, dem er entstammt, auf dem er sich daher wie neu gestärkt nach jeder Niederlage und kampfkraftig erhebt. Auf dem Papier schlägt er seine kühnsten Schlachten, zieht er seine letzten Konsequenzen; alle Hemmungen rennt er hier (einem hemmungsfreien Hirn entsprungen) spielend nieder. Was nun aber allen anderen Radikalismen mühelos geglückt ist, warum soll es dem militaristischen Radikalismus der Zukunftskriegsführer nicht gelingen? Längst sind die Offiziere Federfuchser geworden: Sie haben entdeckt, daß in der Tinte die Zauberkraft steckt die Welt in jede beliebige Gestalt umzuschreiben. Weshalb nur nicht in die so vertraute der Kriegsspiele? Man nehme sie alle in die Hand, die in den letzten Monaten so viel Lärm erregt haben, oder die älteren: den Major de Civrieux, der die Deutschen auf Grund einer alten Weissagung auf dem Birkenfeld massakriert, oder den Oberst Arthur Boucher, der zu diesem Behuf Saarburg vorzieht, den österreichischen Dichterhauptmann Bartsch, der in seinem Buch *Unser letzter Kampf*, bevor ihm die *Zwölf aus der Steiermark* den Lorbeer des Poeten aufgesetzt hatten, die österreichische Kaiserflagge just auf ungarischem Blachfeld vor den vereinigten Italienern und Serben niedersinken ließ, oder den bedeutendsten und ernsthaftesten aus dieser Gruppe, den General von Bernhardt: sämtlich gleichen sie sich darin, daß sie die äußersten Möglichkeiten zum Ausgangspunkt ihrer Erwägungen nehmen. Stets ist Deutschland



gleichzeitig von drei Großmächten angegriffen: von England, Frankreich, Rußland; gelegentlich werden, wie bei Bernhardi, auch noch Belgien, Holland und Dänemark bemüht. Bartsch gar ist noch vor dem *Deutschen Leid* so phantasiebeschwingt nicht nur Rußland, Italien und Serbien gegen Österreich-Ungarn aufmarschieren zu lassen: in seinem Buch bricht auch eine ungarische Revolution aus, und Deutschland und Rumänien betätigen ihre Bundesgenossenschaft, indem sie ihren Anteil an Österreich-Ungarn mit Beschlag belegen; ja, über Stock und Stein zieht sogar Bulgarien heran und läßt unbekümmert um die Türken im Rücken seine treffliche Heeresorganisation statt vor Konstantinopel in Ungarn erproben. Überhaupt, der Zweibund oder gar der Dreibund: ihnen geht es bei allen Militärpropheten hundeehend. Wie Oberst Boucher die Vertragstreue Österreich-Ungarns in Frage zieht, so fügt doch auch Bernhardi seinen höflichen Wendungen über die verbündete mitteleuropäische Macht einige zweifelsvolle Worte bei, da ja das eigene Interesse jeder Bundespflicht die Grenze der Betätigung ziehe. Und was Italien angeht, so will Boucher die lateinische Schwester schlimmstenfalls recht geringschätzig mit zwei Armeekorps abtun, dieweil Bernhardi bei aller Vorsicht des Ausdrucks verrät, daß die Deklamationen seiner österreichischen Berufsgenossen an ihm nicht wirkungslos vorbeigegangen sind.

Das Übereinstimmende wie das Abweichende dieser Veröffentlichungen verdient Beachtung. Wo pazifistische oder irgendwie von dieser Seite her gefärbte Kritik an Schriften von Offizieren herankommt, ist sie mit dem Urteil bald zustande: Aus einem Gefühl ungeheurer Bildungsüberlegenheit schmettert sie ihr *Chauvinistisch!* und hat alles erledigt. Ich sehe aber nicht ein, woher die Bildungsüberlegenheit kommen soll. In der nachklassischen Zeit wie in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts zählen Clausewitz, Gneisenau, Grolman, Moltke, Stosch, Roon und so weiter zu den bedeutendsten unserer Prosaschriftsteller, und von den deutschen und deutsch-österreichischen Militätheoretikern und Kriegsgeschichtsschreibern von heute wird nur derjenige, der sie nicht kennt, leugnen, daß sie, was Wissen, allgemeine Bildung, Kraft und Kunst des Ausdrucks anlangt, den Vertretern jeder andern Fachliteratur ebenbürtig sind. Chauvinistisch aber: je nun, es wäre zu wünschen, daß sich die deutschen Pazifisten über die Beweggründe der deutschen Politik mit der Höflichkeit und dem Rechtsgefühl äußern würden, das Bernhardi in seinem Urteil über Frankreich betätigt. Guter Wille enthebt unter uns Deutschen stets von der Pflicht des Wissens und der Wohlerzogenheit: Wer aber hätte mehr guten Willen als die Friedensfreunde von Beruf? Ernsthaft gesprochen: Mit völlig unberechtigtem Überlegenheitsdünkel und Moralphrasen oder gar mit der beliebten Verdächtigung, die jede abweichende Ansicht über die auswärtige Politik auf die Gebefreudigkeit der *Panzerplattenfabrikanten* zurückführt, kommt man gegen die *Krieg in Sicht*-Literatur der Truppen- und der Flottenoffiziere nicht auf. Ihr Mangel bei Beurteilung des für die deutsche Zukunft Möglichen und Nötigen liegt in der Fachbeschränktheit der Denkweise. Sicherlich ist es eine Dreistigkeit, wenn Journalisten oder Abgeordnete in Fragen der auswärtigen Politik mitsprechen, die sich auf dem Gebiet der Kriegswissenschaft, der Geschichte und der Volkswirtschaft nicht wenigstens einigermaßen unterrichtet haben: Aber Kriegswissenschaft oder Nationalökonomie als einziger Ausgangspunkt bei der Behandlung internationaler Fragen führt stets zu lächerlichen Einseitigkeiten. Man erinnert sich noch, wie böse sich der wissenschaftliche

Führer der deutschen Freihändler blamierte, als er aus dem schroffen Schutzzollcharakter des Zolltarifs die Unmöglichkeit folgerte Handelsverträge zu schließen. Er vergaß, daß die inneren Verhältnisse Österreich-Ungarn und Rußland keine freie Hand ließen, daß beide Staaten froh sein mußten überhaupt einen Handelsvertrag unter Dach zu bringen. Zu den selben Ungereimtheiten führt eine Auffassung der europäischen Verhältnisse nach den Denkgewohnheiten des Generalstabs. Kriegsannahmen, Kriegsspiele müssen alle Möglichkeiten und die Kombination aller Möglichkeiten umfassen, an jeder Grenze (an der des wahrscheinlichsten wie an der des unwahrscheinlichsten Kriegs) müssen die Voraussetzungen des Aufmarsches und der aus dem Aufmarsch sich ergebenden ersten Operationen sorgfältig erwogen werden, müssen wie die ersten Züge dem Schachspieler sozusagen fest stehen, von der Friedensarbeit dem kriegführenden Heer als gesichertes Ergebnis überliefert sein. Was wäre ein Generalstab, der nicht alle Möglichkeiten, die sich aus der geographischen Lage überhaupt ergeben, zu beantworten suchte?

Bei der Übertragung in das politische Zukunftsbild entspringen hieraus jedoch die ärgsten Schiefheiten und Verzeichnungen. Um nur eins herauszuheben: Ein Krieg Deutschlands mit allen seinen Nachbarn in Westen, Osten und Norden, während Österreich in gleichgültiger Neutralität zur Seite steht, ist die Annahme für kriegstheoretische Erwägungen. In der Wirklichkeit der Dinge würde dies eine politische Lage voraussetzen, in der ein Staat (selbst nach der Auffassung eines Soldaten, des österreichischen Kriegsgeschichtsschreibers General Woinowich) verpflichtet ist sogar demütigende Verträge einem Krieg vorzuziehen. Aber wie sollte diese Lage überhaupt eintreten? Wenn man nicht die Meinung vertreten will, daß Österreich-Ungarn Lust daran finden könnte bei einer Teilung Deutschlands tätig mitzuwirken, so ist gewiß die Anschauung noch ungereimter, es würde Gewehr bei Fuß zusehen, wie Rußland sich durch einen Sieg im Norden auf den Beruf vorbereitet die Angelegenheit im Südosten Europas gegen die österreichischen Lebensinteressen zu ordnen. Das Bündnis Deutschlands und Österreich-Ungarns ist mit Bündnisverträgen zwischen zwei anderen Staaten nicht zu vergleichen. Es bekräftigt den 1866 von Preußen gefaßten Entschluß auf eine Lösung der deutschen Frage im Sinn der achtundvierziger Demokraten, im Sinn einer allumfassenden Einigung der deutschen Volksstämme zu verzichten, und es beurkundet zugleich die 1870 unter vielen Schwankungen und nach verwickelten Allianzverhandlungen von Österreich getroffene Entscheidung die Rache für Sadowa nicht zu nehmen, die Ausschließung von der deutschen Hegemonie als endgültig zu betrachten. Das Deutsche Reich und das Nachbarreich, dessen kulturell führender und zahlreichster Volksstamm gleichfalls deutsch ist, sind schon im rein militärischen Sinn durch ihre ein- und ausspringenden, eindringenden und umfassenden Grenzen angewiesen entweder zusammenzustehen oder einen Vernichtungskampf zu führen. Die alldeutsche oder großdeutsche Frage ist tot, so lange das Bündnis zwischen Wien und Berlin besteht. Sie könnte nur durch die Wiener Politik belebt werden, aber nicht ohne die Berliner Diplomatie in die Richtung Rußland gegenüber zu drängen, die Bismarck zwischen 1863 und 1871 eingehalten hat. Solange indessen das deutsch-österreichische Bündnis fort dauert, bleibt ein russischer Angriff immerhin eine sehr unwahrscheinliche Annahme; die Erfahrungen der serbischen Krise haben das sehr anschaulich gemacht, nicht minder das Scheitern

der Eduardschen Politik, als er es in Wien mit Lockungen versuchte und nach einer gründlichen Abfuhr die Schachfiguren auf dem Balkan und in Italien so zu stellen bemüht war, um Mitteleuropa völlig einzukreisen.

Das soll nun nicht sagen, das deutsch-österreichische Bündnis sei gegen alle Anfeindung gesichert. Vielleicht wird man dieses einzige Friedensbündnis der Welt, diese einzige ernsthafte Bürgschaft des Friedens in Europa nach dem Tod Franz Josefs ernsthaft zu verteidigen haben. Aber das muß bedacht werden, daß die Gesamtlage Europas von Grund aus geändert wird, wenn diese Verbindung gelöst erscheint: Es ist sinnlos so zu tun, als gäbe es den Zweibund nicht, und alle anderen Voraussetzungen der politischen Lage Deutschlands wären gleichwohl die selben wie heute. Deshalb entbehren alle die *Krieg in Sicht*-Bücher der deutschen Militärschriftsteller jedes Wirklichkeitssinns. Sie nähern sich bloß dort an die Wirklichkeit an, wo sie das zunehmende Stärkegefühl Frankreichs betonen und als Gefahr für den Frieden werten. Daß hierin viel Richtiges ist, beweist schon der eine Umstand: Die französischen Zukunftskriegsschriften (ja die ganze Militärliteratur) haben einen erstaunlich angreifenden Ton angenommen, und welches Echo sie finden, hört jeder, der es nicht für klug hält sich die Ohren zuzuhalten, um unbeirrt durch die Töne der Umwelt dem freien Spiel seiner Phantasie nachzugehen. Nun mag man erwidern: Die Deutschen antworten auf die Drohung wieder mit einer Drohung. Indes, hier ist das Entscheidende: Sie antworten, und soweit ich die Antworten kenne, klingen sie so, als wollte man durch große Worte den Wortemachern drüben den Mut abkühlen. Wer sollte auch in Deutschland den Krieg mit Frankreich wünschen, wer ihn ernsthaft betreiben? Die Rechnungen mit dem westlichen Nachbarn sind abgeschlossen; um das Erledigte noch einmal einen Kampf auf Leben und Tod zu führen kann die Revanche anstreben, niemals jedoch der glücklich Besitzende.

Es fällt überhaupt ein Zug in der ganzen, sehr fälschlich sogenannten *imperialistischen* Literatur Deutschlands auf, den herauszugreifen man bisher meist unterlassen hat, obwohl er am besten die Hohlheit aller dieser Gedankengänge in Deutschland und am deutlichsten kennzeichnet. In einer vielfach sehr bedeutenden, sachkundigen, gedankenreichen Schrift, in Rohrbachs Buch *Der deutsche Gedanke in der Welt*, wird das deutsche Ausdehnungsbedürfnis zum Leitmotiv genommen und geschickt mit Tatsachen aus der Bevölkerungs- und Handelsstatistik begründet; allein auf die Frage, was wir Deutschen nun eigentlich unternehmen sollen, antwortet unter verschiedenfältiger Abänderung der Ausdrücke immer nur die Wendung: den deutschen nationalen Gedanken als Großmacht in das Weltgeschehen einführen. Schön gedröhnt, allein in die Sprache der kühlen Überlegung übersetzt: was soll das heißen? Auf Grund einer solchen, in Gedanken kaum vollziehbaren Wortkombination kann man wohl einen Gymnasialaufsatz mit patriotischem Schwung schreiben, wie jedoch 65 Millionen Menschen daraus das Ziel einer Weltpolitik entnehmen sollen, wird wohl niemand gelingen klar zu machen. Und wo findet man sonst ein faßbares Ziel, sei es in *Deutschland sei wach!* des *Flottenvereins* oder in Lokuten *Englands Weltherrschaft und die deutsche Luxusflotte* oder selbst in der Rede Onckens über *Deutschland und England*? Weiß Bernhardi, was Deutschland soll, weiß es der *Deutsche*, der in der Broschüre 1870-1871-19 . . .? Boucher antwortet? Bernhardi flüchtet sich in die Kriegsmoral und predigt als ein um-



## PAUL KAMPFFMEYER · MEINUNGSFREIHEIT INNERHALB DER PARTEI



M Karfreitag dieses Jahres tagte im Solinger Gewerkschaftshaus ein Parteischiedsgericht, das sich mit der Berufung des Genossen Gerhard Hildebrand-Solingen gegen seinen vom Agitationskomitee in Elberfeld ausgesprochenen Ausschluß aus der sozialdemokratischen Partei befaßte. Aus dem kurzen Bericht des *Vorwärts* vom 11. April dieses Jahres über diese Schiedsgerichtstagung ersehen wir, daß sich die sachliche Verhandlung im wesentlichen um den Inhalt des Hildebrandschen Buches *Die Erschütterung der Industrieherrschaft und des Industriesozialismus* drehte:

»Das Schiedsgericht kam nach mehrstündiger Beratung mit 4 gegen 3 Stimmen zu dem Schluß, daß Hildebrand nicht mehr auf dem Boden des sozialdemokratischen Parteiprogramms stehe und daher aus der Parteiorganisation auszuschließen sei. Gegen dies Urteil steht dem Betroffenen noch eine zweite Berufung zu, über die vom Parteitag entschieden wird. Die Ausschließungsgründe besagen folgendes: »Die Verhandlungen, ganz besonders die Darlegungen des Genossen Hildebrand vor dem Schiedsgericht selbst haben ergeben, daß Hildebrand die sozialen Forderungen des grundsätzlichen Teils des Parteiprogramms als offene Fragen betrachtet wissen will und lediglich den demokratischen Teil des Parteiprogramms als verbindlich für sich anerkennt. Das tritt auch an verschiedenen Stellen seines Buches *Die Erschütterung der Industrieherrschaft und des Industriesozialismus* klar zutage. Da zur Partei nur gehören kann, wer die Grundsätze des Parteiprogramms voll anerkennt, mußte auf den Ausschluß Hildebrands erkannt werden.«

So der Bericht des *Vorwärts*. Die offizielle Begründung des Schiedsspruches, die dem Genossen Hildebrand später zugestellt wurde, wies eine Revision des Schlußsatzes auf, der jetzt folgendermaßen lautet:

»Genosse Hildebrand hat damit nicht nur gegen die Grundsätze des Parteiprogramms verstoßen, er hat den Boden des Parteiprogramms überhaupt verlassen. Deshalb mußte auf seinen Ausschluß erkannt werden.«

Mit dem Unterschied der Lesarten wollen wir uns hier nicht aufhalten. Genosse Heine hat hier schon zwingend dargetan, was von dieser scheinbaren Verschiedenheit zu halten ist.<sup>1)</sup> Nehmen wir also einfach die Sache selbst, den faktischen Inhalt des Schiedsspruchs. Danach häufte Genosse Hildebrand ein zwiefaches Verbrechen auf sein schuldig Haupt: 1. Er »verstiöß« gegen die Grundsätze des Parteiprogramms; 2. er verließ den Boden des Parteiprogramms »überhaupt«.

Die Hand, die diese zweite Begründung des Hildebrandschen Ausschlusses zu Papier brachte, war wirklich nicht glücklicher als die erste Hand, die den prächtigen Grundsatz niederschrieb, daß nur der zur Partei gehören könne, »wer die Grundsätze des Parteiprogramms voll anerkennt«. Jeder Stoß gegen die Parteigrundsätze setzt schließlich ein Verlassen des Parteiprogrammbodens voraus; jede wissenschaftliche Programmkritik erhebt sich über den »Boden« dieses Programms, denn sie betrachtet wissenschaftliche Feststellungen als über dem Programm stehend und prüft an diesen den Wert oder Unwert der Programmsätze. Daß der Standpunkt der Wissenschaft nicht mit dem des sozialdemokratischen Programms zusammenzufallen braucht, wird man nicht erst dem Genossen einzuschärfen haben, der die wissenschaftlichen Argumente kennt, die einst Marx gegen die Grundlagen des Gothaer Programms

<sup>1)</sup> Siehe Heine *Autodafé* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1912, 1. Band, pag. 533.

ausspielte. Nur wer im Stil eines Hertling von bestimmten Parteigrundsätzen als von *ewigen Wahrheiten* redet, wer mit einem Wort die Sätze des Programms zu unumstößlichen, von der göttlichen Vorsehung verkündeten Glaubenssätzen, zu Dogmen erhebt, der darf kategorisch die Unterordnung der Wissenschaft unter diese Parteigrundsätze fordern. Unumstößlich feststehend ist aber wahrlich der »Boden« der Partei nicht. Fortgesetzt gruben und graben wissenschaftlich arbeitende Genossen diesen Boden um. Und die Kurzlebigkeit bestimmter Parteigrundsätze ist ja eigentlich für jeden selbstverständlich, der sich bewußt ist, daß diese Sätze vielfach nur bestimmte Wirklichkeitstendenzen, bestimmte Richtungen des ökonomisch-sozialen Lebens in mehr oder weniger zutreffende Formeln fassen wollen. Selbst wenn diese Formeln noch so glücklich und exakt Tatsächliches zum Ausdruck bringen, so veralten sie doch und werden innerlich unwahr, weil sie eben Tatsachen umschließen, die selbst veralten, die sich selbst vernichten. Ein sozialdemokratisches Programm, das die ökonomisch-sozialen Zustände und Tendenzen des Jahres 1890 *naturwahr* widerspiegeln würde, wäre im Jahr 1920 sicher *naturunwahr*, weil sich eben die *Natur* der sozialen Wirtschaft in der Zwischenzeit verändert hat. Jedes Parteiprogramm, das mit den Fortschritten der Wissenschaft Schritt halten will, wird also nicht auf seinem »Boden« stehen bleiben sondern wird über sich selbst hinausschreiten. Wer daher den Grundsatz aufstellt, jedes Verlassen des Parteiprogrammbodens sei mit dem Ausschluß aus der Partei zu ahnden, der setzt nicht nur eine harte Strafe auf jedes freie wissenschaftliche Forschen der Parteitheoretiker, sondern er schneidet der Partei selbst die Wurzeln ihrer Kraft ab; denn die Partei schöpft nur ihre Stärke aus der richtigen Kenntnis und tatkräftigen Benutzung der sich ständig verändernden Wirklichkeitstendenzen der sozialen Wirtschaft. Wo sich die ganze ökonomische Wirklichkeit umwälzt, kann eine ökonomisch wirkende Partei nicht auf festem Boden stehen bleiben.

Der »Boden des Parteiprogramms« ist daher fortgesetzt von Theoretikern und Praktikern der Partei »verlassen« worden. Ich mache mich anheischig die ältesten und bewährtesten Parteigenossen vor ein Schiedsgericht zu stellen, weil sie schon den Boden des Parteiprogramms verlassen haben. Der Boden dieses Programms ist, meine ich, ein ökonomisch-politischer. Deshalb spricht das Erfurter Programm den Grundsatz der »Erklärung der Religion zur Privatsache« aus. Die Partei will eben nicht die Bannerträgerin eines kirchen- und religionsfeindlichen Atheismus sein. Und doch existieren zahlreiche Broschüren, Artikel, Reden, Parteitagsanträge, die alle die Beseitigung dieses Parteigrundsatzes ins Auge fassen und den prinzipiellen Kampf gegen Religion und Kirche durch die Partei verkünden lassen wollen. Ja, der Boden, die Grundsätze des Erfurter Programms sind nicht nur in rein wissenschaftlichen Arbeiten von dem Charakter des Hildebrandschen Werkes unterminiert worden, nein, der Umsturz gegen diese Sätze ist auch auf Parteitag von den Parteidelegierten handfest organisiert worden. Hildebrand sprach in seinem wissenschaftlichen Werk nur als sozialer Forscher zu einem durchweg gelehrten Publikum aus allen Klassen. Auf dem Parteitag dagegen wandten sich die Auserlesenen der Partei offen kämpfend gegen einen Parteigrundsatz, der an der Spitze des Erfurter Programms prangt. Dieses beginnt nämlich mit dem Satz von dem naturnotwendigen Untergang alles Kleinbesitzes.

Und gegen diesen Satz verstießen prinzipiell alle die Bauernschutzforderungen, die auf dem Breslauer Parteitag von großen Gruppen der Parteigenossen zur Erhaltung und Kräftigung des bäuerlichen Kleinbetriebs vertreten wurden. Auf diesem Parteitag prägte auch Schoenlank das geflügelte Wort von der Notwendigkeit einer »Revision der Vorstellungsweise in der Partei«, denn die Partei habe längst aufgehört »die Partei allein des Industrieproletariats zu sein«. Und mit erhobener Stimme fügte Schoenlank hinzu: »Die Revision unserer Vorstellungen geht unaufhaltsam weiter, und der verbissene Fanatismus der Parteidogmatiker in der Partei fängt bereits an zu bröckeln.« Dem impulsiven, temperamentvollen Schoenlank war es sicherlich ernst mit einer Revision unserer Grundanschauungen. Verlangte er doch von uns, von unserem Programm, in dem vor allem die Vorstellungswelt des Industrieproletariats niedergeschlagen ist, ein zielklares Abweichen von unseren industrieproletarischen Grundanschauungen. Wenige Jahre später setzten dann die heftigen Auseinandersetzungen über die Verelendungs- und Katastrophentheorien ein, die nach den Ansichten zahlreicher Genossen in dem Erfurter Programm zum Ausdruck gelangt sind. Wieder wurde der Boden des Parteiprogramms unterminiert. Ich untersuche selbstverständlich hier nicht die Berechtigung dieser Angriffe gegen diese Grundanschauungen der Partei, ich konstatiere nur die Tatsache, daß an ihnen bewußt und kräftig gerüttelt wurde.

Also, der Umsturz an bestehenden Grundsätzen des Programms ist in der Partei nicht neu, und Hildebrand befindet sich mit seiner Kritik theoretischer Grundanschauungen in guter parteigenössischer Gesellschaft. Ja, die Art seines Verbrechens selbst ist nicht einmal neu. Er hat die Bauernschutzgedanken führender Genossen in gewisser Hinsicht nur zu Ende gedacht, wenn auch in manchen Punkten sehr einseitig. Er hält zunächst daran fest, daß der bäuerliche Kleinbesitz durch die wirtschaftliche Entwicklung nicht vernichtet wird sondern in seiner Leistungsfähigkeit wächst und zum Hauptversorger der Bevölkerung mit Lebensmitteln wird. Im Interesse einer ausreichenden Lebensmittelversorgung legt er sich nun mit Nachdruck für eine planmäßige Stärkung der heimischen Bauerngrundlage ein. An diesem durch die Entwicklung selbst empor-schnellenden, aufstrebenden Bauerngrundbesitz findet nun nach seiner Ansicht das kollektivistische Prinzip eine feste Grenze. Der Industriesozialismus kann nicht zur vollen Herrschaft gelangen. Hildebrand formuliert diesen Gedanken folgendermaßen:

»Das Industrieproletariat kann also wohl innerhalb der Industriestaaten wie die Mehrheit so die politische Macht gewinnen, es kann diese Macht ausnutzen, um sich einen wachsenden Anteil an den ihm zugänglichen Produktionserträgen zu sichern, aber es kann selbst durch eine ganz demokratische Organisation der Güterherstellung und Güterverteilung nicht selbständig, ohne Kooperation mit einer seinen so erweiterungsfähigen Nahrungs- und Kleidungsbedürfnissen entsprechenden Bauerngrundlage, eine ungestörte Fortentwicklung des eigenen Gemeinwesens herbeiführen.« Dieser Gedanke ist wohl nach Ansicht der sozialdemokratischen Richter Hildebrands ein Kapitalverbrechen gegen den theoretischen Teil des Erfurter Programms. Und deshalb fordern sie Hildebrands Ausschluß aus der Partei. Aber wäre denn Hildebrand mit einem Hinauswurf wirklich widerlegt? Die Hildebrandsche Arbeit stellt sich doch ihrem ganzen Charakter nach als eine wissenschaftliche dar, und selbst der festeste Tritt des kräftigsten Rausschmeißers ist noch keine wissenschaftliche Widerlegung.

Man sieht, im Fall Hildebrand hat ein Parteigerichtshof seine Kompetenzen

überschritten. Parteischiedsgerichte sind gewissermaßen Kriminalgerichte, die über persönliche Vergehen gegen die Partei oder gegen einzelne Parteigenossen (Bruch von Parteitagsbeschlüssen, unehrenhaftes Betragen, Parteiverrat) zu richten haben, aber sie sind keine wissenschaftlichen Untersuchungs- und Forschungskommissionen, die die Resultate wissenschaftlicher Arbeit nachzuprüfen und zu beurteilen haben. Die Wissenschaft richtet niemanden wegen wissenschaftlicher Fehlschlüsse hin; sie begnügt sich einfach mit der Widerlegung dieser Schlüsse. Der Brandgeruch des Ketzengerichts haftet einem modernen wissenschaftlichen Forum nicht mehr an. Der ganze Fall Hildebrand ist vor eine falsche Instanz gebracht worden: Das wissenschaftliche Werk dieses Genossen durfte nur der wissenschaftlichen Kritik der Parteigenossen überliefert werden, nicht aber dessen Person einem Parteistrafgericht zur Aburteilung.

Die Untersuchung, die Genosse Hildebrand in seinem Werk vorgenommen hat, umfaßt nämlich eine der ernstesten, bedeutungsschwersten Fragen des Sozialismus: das Problem der sozialhistorischen und ökonomisch-technischen Grenzen des sozialistischen Wirtschaftsprinzips. Ich will hier gar nicht entscheiden, ob Hildebrand zu diesem Problem einen wertvollen oder wertlosen Beitrag geliefert hat, aber das muß man auf alle Fälle anerkennen, daß er sich an diese schwierige wissenschaftliche Frage herangewagt hat. Und wir Sozialdemokraten, denen Lassalle frühzeitig die ungeheure Bedeutung der Allianz der Arbeiter mit der Wissenschaft gelehrt hat, sollten forschende Genossen zu derartigen Untersuchungen ermutigen und sie nicht durch die Verhängung von existenzvernichtenden Strafen entmutigen. Die Wissenschaft darf eben niemals vor der *Heiligkeit* irgendeines Parteigrundsatzes demutsvoll in die Knie sinken. Diese Grundsätze haben sich im Gegenteil mit der Wissenschaft in Einklang zu setzen. Als die Partei im Jahr 1890 an die Festlegung der Grundsätze ihres Programms ging, da betonte der alte Liebknecht schon mit ganzem Nachdruck, »daß wir überhaupt niemals ein vollkommenes und endgültiges Programm schaffen können, da die Wissenschaft stets voranschreitet, und daß die Partei sich demnach auch nicht einen papiernen Papst in Gestalt eines unfehlbaren Programms schaffen dürfe«.

Und wie wenig die Grundanschauungen dieses Programms als unfehlbar galten, das bewies die starke Opposition gegen bestimmte sozialreformatorsche und politisch-demokratische Programmanschauungen, die schon vor deren Festlegung einsetzten. Noch heute schätze ich die Zielklarheit meines Freundes, des *Unabhängigen* Wilhelm Werner, hoch ein, der sich 1891 über unsern radikalen Magdeburger Programmentwurf lustig machte, weil wir in ihm alle die schönen demokratischen und sozialen Gegenwartsreformen aufmarschieren ließen, die nachher im Erfurter Programm festgelegt sind. Aber diese Gegenwartsreformen sind eben nicht mit einem kräftigen Schnitt aus dem sozialdemokratischen Programm zu extirpieren, sie wurzeln in ihm organisch, und wer sie dort ausschneidet, zerspaltet das ganze Erfurter Programm. Unsere Anschauungen über die praktische Reformtätigkeit der Partei sind eben sozialdemokratische *Grundanschauungen* im wahren Sinn des Worts. Die antiparlamentarischen Prinzipien des Liebknechts von 1869 sind in hartem Ringen überwunden worden. Die reformierende Tätigkeit der Sozialdemokratie in den Gemeinden siegte nur langsam ob über die propagandistisch-revolutionäre Tätigkeit, der



noch 1887 und 1888 in Berlin laut das Wort geredet wurde. Und die sich überall regenden Reformbestrebungen in der Partei brachen schließlich in dem klaren *Zunächst* der Forderungen des Erfurter Programms durch.

Diese Forderungen rücken uns die demokratische und soziale Reformarbeit des *Gegenwartsstaats* vor Augen. Aber diese Demokratisierung muß den zahlreichen Genossen, die eine ständige Verschärfung der Unterdrückungs- und Ausbeutungspolitik der herrschenden Klassen voraussetzen und erst von einer sieghaften sozialen Revolution die wirkliche demokratische Umgestaltung der politischen Institutionen erwarten, als Utopie erscheinen. Von dem konsequenten radikal-revolutionären Standpunkt aus muß die ganze Demokratisierungs- und Sozialisierungspolitik unserer Genossen im Reichstag, in den Landtagen, in den Rathäusern als verlorene Liebesmühe erscheinen; denn erst die soziale Revolution macht ja die Bahn für eine fruchtbare politische und soziale Umgestaltungsarbeit frei. Und es ist kein Zufall, daß von Zeit zu Zeit immer wieder in der Partei die gleichen Ansichten von der Unfruchtbarkeit der parlamentarischen Tätigkeit, von der Notwendigkeit außerparlamentarischer Massenaktionen aufleben. Von der Berliner Opposition des Jahres 1891 an bis zu unseren Tagen läuft immer eine Unterströmung in der Partei fort, die sich an das *Zunächst* der praktischen Programmforderungen und der parlamentarischen Tätigkeit stößt.

Also auch von links her melden sich ständig Widerspruchsgeister an, die taktisch und theoretisch gegen unsere Grundanschauungen anrennen. Diese *Linksradikalen* stützen sich meist auf wissenschaftliche Darlegungen des wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungsprozesses und heischen mit Nachdruck das Recht der freien Meinungsäußerung für ihre Wissenschaft. Und sollte diese auch zu Resultaten gelangen, die im starken Kontrast zu gewissen Grundanschauungen der Partei stehen, nimmer dürfte die Partei gegen diese Wissenschaftskünder mit der Strafe des Ausschlusses vorgehen. Nur wenn diese den wissenschaftlich-theoretischen Boden verlassen und durch bestimmte *Handlungen* wichtige Parteibeschlüsse zu durchkreuzen suchen, zerstören sie die nötige Aktionseinheit der Partei. Denn die Partei ist nicht nur eine Partei der *Wissenschaft* sondern der *Tat*. Parteibeschlüsse drehen sich aber durchweg nicht um rein wissenschaftliche Theorien sondern um sehr lebendige, die Welt der Gegenwart umgestaltende Aktionen. Eine Partei realistischen Schaffens und Gestaltens wird den politischen Takt besitzen ihre Beschlüsse auf derartige Aktionen zu beschränken und nicht Majoritätsbeschlüsse über strittige wissenschaftliche Theorien zu provozieren; denn sie weiß, wie kurzlebig oft genug diese Lehren sind.

Die freie wissenschaftliche Forschung ist geradezu ein *Lebenselement* der Sozialdemokratie. Heiß und leidenschaftlich hat sie seit ihrer ersten Geburtsstunde mit den großen sozialen Problemen der Zeit gerungen, um eine klare Stellung zu ihnen zu gewinnen. Und in ihrem ernstesten Suchen nach der Wahrheit zerschlug sie häufig das, was sie vorher verehrt hatte, und verehrte das, was sie früher unbarmherzig zerschlagen hatte. Sie philosophierte buchstäblich stets mit dem Hammer, und ihre Bahn ist theoretisch mit Trümmern besät. Als *Allgemeiner deutscher Arbeiterverein* betritt sie mit einem kaum sanft geröteten Programm die weltgeschichtliche Bühne, sie spricht zahn von einer »genügenden Vertretung der sozialen Interessen des deutschen

Arbeiterstandes«, von einer »wahrhaften Beseitigung der Klassegegensätze in der Gesellschaft« auf friedlichem und legalem Weg, und 28 Jahre später redet sie von dem naturnotwendigen Untergang der bürgerlichen Gesellschaft und von der Beseitigung jeder Art von Ausbeutung und Bedrückung. Das sozialistische Prinzip gestaltete sich erst nach und nach folgerichtig in den Köpfen der voranschreitenden sozialdemokratischen Arbeitergruppen aus. Und gerade das, was zuerst die junge Sozialdemokratie so gewaltig mit sich forttrieb, die Lassallesche Theorie von dem machtvollen, das Produktivgenossenschaftswesen umwälzenden Staat, verfiel einem schnellen Zersetzungsprozeß durch das sieghafte Vordringen der Marxschen Ideen vom Klassenstaat und von der Abhängigkeit der Politik von der ökonomischen Entwicklung.

Theorie und Taktik der heutigen Sozialdemokratie sind die Frucht härtester wissenschaftlicher Ringkämpfe. Nur in der reinen Luft freier wissenschaftlicher Forschung kann der Sozialismus (man redet ja stets vom wissenschaftlichen Sozialismus) gedeihen. Der Sozialismus will den allgemeinen Wohlstand begründen, das geistige und sittliche Gesamtniveau der Gesellschaft heben und den Gesellschaftsmitgliedern eine vielseitige harmonische Entwicklung gewährleisten. Dieses hohe Kulturziel setzt eine hochgradige Beherrschung der Natur und eine tiefgründige Kenntnis der wirtschaftlichen und sozialen Gesetzmäßigkeiten voraus. Die Menschen sollen nicht nur fortgepflanzt sondern emporgepflanzt werden, und die Natur soll im größten Umfang beherrscht werden, damit ergiebige wirtschaftliche Quellen zur Sättigung aller kulturellen Bedürfnisse der Menschheit fließen. Aus diesem Grund hat der Sozialismus direkt ein Lebensinteresse an den Fortschritten der schöpferischen, die Natur- und Sozialgesetze beherrschenden Wissenschaft. Diese Wissenschaft aber, für die sich unsere Großen von Lassalle bis Liebknecht mit so mächtigem sittlichen Feuer eingelegt haben, ist schaffendes Wissen, vorwärts drängendes, die Wirklichkeit umgestaltendes Wissen. Wahre Wissenschaft steht dem Leben nie fern, sie ist Leben für Lebende. In der wissenschaftlichen Kritik steckt etwas Schöpferisches, sie räumt mit dem Überlebten auf, um Platz für neues Leben zu schaffen. Das wäre eine edle wissenschaftliche Kritik, die nicht auf feste Resultate, auf wirkliche Konsequenzen lossteuert.

Und doch scheint unser Zentralorgan, der *Vorwärts*, nur die Kritik zulassen zu wollen, die zu keinen »praktisch-politischen Konsequenzen« führt, die gleichsam unfruchtbar ist. Schreibt er doch am 9. Mai in einem Leitartikel, der den Ausschluß des Genossen Hildebrand aus der Partei als »selbstverständlich« betrachtet:

»Wenn Hildebrand nur Kritik an unserer Theorie geübt hätte, es wäre, so wie es ja auch in der Tat geschehen ist, mit Gegenkritik geantwortet worden, und niemand hätte einen Ausschluß für notwendig gehalten. Hildebrand hat aber aus seinen theoretischen Untersuchungen sofort die praktisch-politischen Konsequenzen gezogen.«

Mit einem Wort: Der *Vorwärts* erlaubt eine freie theoretische Kritik, aber diese Kritik darf bei Leibe keine praktischen Konsequenzen haben. Das heißt, sie darf eigentlich keine Kritik sein. Jede wissenschaftliche Kritik der politischen Ökonomie wird, wenn sie nicht elendes, idiotisches Geschwätz sondern wirkliche Kritik ist, »praktisch-politische Konsequenzen« haben, sie wird stets diese oder jene Institutionen zu werten, aufrecht zu erhalten oder zu beseitigen suchen. Die wertvollste Seite der wissenschaftlichen Kritik

ist gerade ihre »praktische«, denn die politisch-ökonomische Wissenschaft ist in letzter Hinsicht eine lebensgestaltende, formende Macht. Wer die auf »praktisch-politische Konsequenzen« lossteuernde Kritik verfolgt, der tötet die freie, die fruchtbare Kritik. Aber der *Vorwärts* setzt überhaupt der wissenschaftlichen Kritik sonderbare Grenzen:

»Wenn aber die wissenschaftliche Überzeugung eines Mannes ihn dazu führt die sozialdemokratischen Anschauungen und damit die sozialdemokratische Politik für falsch zu halten, und es ihm nicht gelingt die Partei zu seinem Standpunkt zu bekehren, dann ist er eben kein Sozialdemokrat und gehört nicht in die Partei.«

Was wäre aus dem modernen Sozialismus geworden, wenn dieser Grundsatz betätigt worden wäre? Die Begründer dieses Sozialismus, Marx und Engels, befanden sich inmitten träumender, utopistisch gesinnter, religiös schwärmender Handwerksgelesen und Arbeiter der vierziger Jahre in einer damals hoffnungslosen Minorität, sie hatten gar keine Aussicht die Partei der Handwerksgelesen auf den sogenannten *Arbeiter- und Handwerkskongressen* des tollen Jahrs zu ihren Ansichten zu »bekehren«, und dennoch zählten sie sich zur proletarischen Partei, und dennoch bekannten sie sich zum demokratischen Sozialismus. Ja, noch nach dem Einigungskongreß von 1875 standen unsere beiden Vorkämpfer in einem ausgesprochenen Gegensatz zu den theoretischen Anschauungen und zur Politik der Gesamtpartei. Und dennoch hat ihnen niemand die Tür gewiesen und mit dem *Vorwärts* gesagt: Ihr habt die Partei nicht zu eurem Standpunkt bekehrt, also gehört ihr nicht zur Partei.

Und die Ansichten dieser beiden Männer beherrschen heute die Köpfe der führenden Genossen der Partei. Nur weil sich die sieghafte Kraft dieser Ansichten frei auswirken konnte, wurde der Utopismus zu Boden geworfen, wurde das geschaffen, worauf wir heute so stolz sind: die wissenschaftlich-sozialistische Bewegung. Aber nur bei völlig freier, ungehemmter wissenschaftlicher Kritik kann der wissenschaftliche Sozialismus gedeihen. Und daher freies Forschen auf allen Wissenschaftsgebieten, freier, ernster, sachlicher Meinungskampf über alle Grundanschauungen der Partei. Vergessen wir nie das Schlußwort der Liebknechtschen Programmrede auf dem Parteitag zu Halle von 1890:

»Die Wissenschaft ist die Mutter des Sozialismus; wenn wir sie verlassen, dann sind wir verloren. Auf dem Boden der Wissenschaft und der Wirklichkeit sind wir unbesiegbar und werden alle unsere Feinde überwinden.«

## XX WILHELM SCHRÖDER · EIN SCHWANKENDER BODEN



WENN einmal ausnahmsweise der innere Zusammenhang der gesellschaftlichen und politischen Daseinsformen eines Zeitabschnitts erkannt wird, so geschieht es regelmäßig dann, wenn diese Formen sich schon halb überlebt haben, dem Verfall entgegen gehen.« So schreibt Engels in dem gegen Eugen Dühring gerichteten berühmten Kapitel über die ewigen Wahrheiten. Und da ja wohl die Gegenwarts- wie die Zukunftsforderungen des sozialdemokratischen Partei-programms von dem innern Zusammenhang der gesellschaftlichen und politischen Daseinsformen nicht ganz unbeeinflusst sind, so folgt schon hieraus,

was im Grunde genommen so ziemlich ein jeder weiß, daß es nämlich mit den Grundsätzen wie mit dem Boden eines Parteiprogramms, soweit es auf deren Hieb- und Stichfestigkeit ankommt, so eine eigene Sache ist. In dieser Hinsicht macht das Programm der sozialdemokratischen Partei von allem übrigen Menschenwerk keine Ausnahme. Eine gute, anständige Wahrheit wird nach Ibsens *Volksfeind* ihre zwanzig, dreißig Jahre alt, und die in unserm Parteiprogramm festgesetzten Wahrheiten sind 1891 der Welt verkündet worden. Unter solchen Umständen ist es eine bedenkliche Sache einen Parteigenossen, wie es im Fall Gerhard Hildebrand geschehen ist, auf seine Glaubensfestigkeit hin prüfen zu wollen, und es bleibt ein Ruhmestitel der Partei, aus dem sowohl ihre konservativen wie ihre revisionistischen Anhänger Vorteile ziehen, daß das Glaubensgericht gegen Hildebrand in seiner Art einzig dasteht und schon um deswillen beträchtliches Aufsehen erregt.

Daher, daß es sich bei dem parteikonservativen Vorstoß gegen Hildebrand um eine in der Sozialdemokratie ungewöhnliche Erscheinung handelt, mag es denn wohl auch rühren, daß die Verteidiger dieses Vorstoßes ihre Arbeit mit einer in der Sozialdemokratie bis dahin ungewohnten Unbeholfenheit verrichten. Sehen wir von anderen Äußerungen ganz ab und halten uns vorab einzig daran, was unser Zentralorgan am 9. Mai in seinem (argumentativ auffallend schwachen) Leitartikel gegen Heine verkündet, so finden wir als wesentlich folgendes angeführt:

»Hildebrand hat . . . . aus seinen theoretischen Untersuchungen sofort die praktisch-politischen Konsequenzen gezogen. Er ist ein Gegner des Freihandels und befürwortet den Schutzzoll, namentlich auch für die agrarische Produktion. Er lehnt die Milizforderung ab, fordert zwar gewisse demokratische Reformen im Heerwesen, ist aber auch ohne deren Bewilligung bereit in außergewöhnlichen Fällen für notwendige Augenblicksfordernngen einzutreten. Er verurteilt die ablehnende Haltung der Sozialdemokratie zur Kolonialpolitik und zum Imperialismus, erklärt die Erweiterung unseres Kolonialbesitzes für notwendig und geht so weit die Forderung der bedingungslosen Erhaltung des Weltfriedens, die wir im Marokkostreit vertreten haben, als zu weitgehend zu bezeichnen. Hildebrand nimmt also in den wichtigsten Gegenwartsfragen eine der Haltung der Partei genau entgegengesetzte Stellung ein, und wenn etwas unbegreiflich ist, so nur das eine, daß ein solcher Mann bei der Partei bleibt, die er doch eigentlich bekämpfen müßte.«

Mit Verlaub. Wenn das Sündenregister, das hier gegen Hildebrand herhalten muß, einem jeden vorgehalten würde, der sich in unseren Reihen einmal über die Forderungen der Partei ausgelassen hat, so wäre keiner der Sünde ledig. Daß ein Mann aus seinen theoretischen Untersuchungen sofort die praktisch-politischen Konsequenzen zieht, ist eine Handlung, die ihm auch dann zum parteigenössischen Ruhm angerechnet werden sollte, wenn sich diese Konsequenzen auf Fragen der im *Vorwärts* angeführten Art erstrecken. Hildebrand soll Gegner des Freihandels sein. Ja, du lieber Himmel, hat denn irgend eine Autorität den Parteigenossen vorzuschreiben gewagt, daß sie auf den Freihandel eingeschworen sein sollen? Von den Tagen an, wo das Spottwort über die *Freihandelshausiererburschen* fiel, bis in unsere Zeit hinein hat es nie an Sozialdemokraten gefehlt, die gegen eine absolute Freihandelspolitik ihre sehr begründeten Bedenken geltend machten. Dem im Jahr 1876 abgehaltenen Parteikongreß war die Frage, ob Schutzzoll oder nicht, laut Beschluß eine praktische Frage, die in jedem einzelnen Fall entschieden werden müsse. Auf dem Parteikongreß des folgenden Jahres wurden den Reichstagsabgeordneten

Blos und Demmler heftige Vorwürfe gemacht, weil sie im Gegensatz zu der Mehrheit der Fraktion gegen die Wiedereinführung des Eisenzolls gestimmt hatten. Im Jahr 1879 erklärte sich der sozialdemokratische Abgeordnete Kayser im Reichstag für bestimmte Schutzzölle. 1887 auf dem Kongreß zu Sankt Gallen wies Auer darauf hin, daß auch die Art der direkten progressiven Einkommensbesteuerung ihre Grenzen hätte. So geht es mit den Verurteilungen gegen das Freihandelsevangelium weiter bis zur Gegenwart. Und ich glaube, wenn die sozialdemokratische Reichstagsfraktion heute plötzlich die Macht erhielte in Deutschland alle und jede Schutzzölle zu beseitigen, so würde sie sich sehr hüten von dieser Macht rückhaltlosen Gebrauch zu machen. Wie mit dem Freihandel so steht es mit der Milizforderung, mit der Kolonialpolitik und mit der Erscheinung, die da *Imperialismus* getauft worden ist. In allen diesen Fragen ist schon lebhaft geketzert worden, und zwar nicht im Mißbrauch der unendlichen, im Fall Hildebrand erst gerissenen Geduld der bestellten Glaubenswächter, sondern weil es sich hier überall um Fragen handelt, die mit einem absoluten *Ja* oder *Nein* praktisch nun einmal nicht entschieden werden können. So hat denn auch die Haltung, die die Mehrheit der führenden Sozialdemokraten in allen diesen Dingen eingenommen hat, nur einen relativen Wert. Unsere Reichstagsfraktion mußte wesentlich freihändlerische Ansichten betonen, mußte den Militärforderungen entgegenreten, nicht weil unveränderliche Grundsätze dies notwendig machten, sondern weil es erforderlich war gegen die Überspannung in bürgerlichen Lagern einen Gegenruck zur Geltung kommen zu lassen, der schon, wenn man so sagen darf, zur Erhaltung eines gewissen moralischen Gleichgewichts in der Politik notwendig ist. Unsere Partei konnte ferner in bestimmten Gegenwartsfragen eine verneinende Haltung einnehmen, weil sie als Minderheitspartei der Verantwortung ledig war; und sie braucht sich ja auch heute kaum schon Kopfzerbrechen darüber zu machen, daß später einmal für sie Tage kommen mögen, wo sie einen jeden auslachen wird, der ihr etwa Vorwürfe darüber macht, daß sie Kanonen neuesten Kalibers nebst den dazu gehörigen Artilleristen mit 2-jähriger Dienstzeit zum Besten der von ihr vertretenen Sache in Bereitschaft hält.

Nach dem *Forwärts* und auch nach dem ganzen Geist des Schiedsgerichtsurteils kontra Hildebrand kann zur Partei nur gehören, wer die Grundsätze der Partei voll anerkennt. Wenn das richtig wäre, dann müssen zunächst einmal solche Grundsätze von allgemeiner Geltung *v o r h a n d e n* sein. Aber die gibt es einfach nicht. Und das ist gut so. Denn hätten wir solche Grundsätze in dem Sinn, daß Fragen der Handelspolitik, der Landesverteidigung, der Kolonialpolitik einfach nach einem Katechismus zu beantworten wären, so würde es für niemanden in der Partei, der auf selbständiges Denken Anspruch macht, (also doch wohl auch für die Mehrzahl der *radikalen* Genossen) zum Aushalten sein, und wir hätten statt eines reichen geistigen Lebens einen erstarrten Buchstabenglauben, wozu allerdings dieser und jener Glaubenswächter die Parteigenossen dressieren möchte.

Wir wissen aus der Geschichte der Partei, daß es bis zum Fall Hildebrand *n i c h t* als Grund zum Ausschluß gegolten hat, wenn jemand aus theoretischen Untersuchungen mit andern Ergebnis als den etwa bis dahin allgemein gültigen die praktisch-politischen Konsequenzen gezogen hat. Dies gilt für neue

wie für abgelagerte Programme, deren die Sozialdemokratie seit ihrem bald 50jährigen Bestehen annähernd ein Dutzend aufgestellt hat. Welche heillose Verknöcherung hätte es gegeben, wenn ein noch so frisch gebackenes Programm auch nur einen Tag lang als vollverbindlich von allen Sozialdemokraten hingenommen worden wäre. Das 1866 in Erfurt beschlossene Programm glänzte mit der Parole *Durch Einheit zur Freiheit!* Es wurde (und nicht ohne Grund) als Sympathiekundgebung für die preußische Vorherrschaft aufgefaßt und von Marx, Engels, Liebknecht und anderen Männern bekämpft, die schon 2 Jahre vorher die kaum begonnene Mitarbeit am *Sozialdemokraten* wegen der Schweitzerschen Bismarckartikel abgebrochen hatten. Von der Beurteilung verschiedener Programmforderungen der Lassalleschen Richtung soll noch später die Rede sein. Wenden wir uns jetzt für ein paar Augenblicke der *Internationalen* zu, die doch mehr oder weniger unter Marxens Einfluß stand. Schon die Einleitungssätze in dem Genfer Statut von 1866, daß alle Gesellschaften und Individuen, die sich ihr anschließen, Wahrheit, Gerechtigkeit und Sittlichkeit als die Regel ihres Verhaltens anerkennen sollten, erregten ob ihrer platten Selbstverständlichkeit Kopfschütteln, und nicht minder die hausbackene Lehre, daß keine Pflichten ohne Rechte, keine Rechte ohne Pflichten seien. Unter den Forderungen des Kongresses besagte eine, daß Kinder schon von 9 Jahren an, wenn auch in diesem Alter nur 2 Stunden täglich, in Fabriken und Werkstätten beschäftigt werden dürften. Der Kongreß von 1867 zu Lausanne sagte von den Arbeitergenossenschaften in einem Beschluß, daß ihre Anstrengungen, sofern sie sich mit Beibehaltung der jetzigen Form verallgemeinern sollten, die Bildung eines sogenannten *vierten Standes* mit Zurücklassung eines ganz elenden *fünften* zur Folge haben würde. Der Kongreß zu Brüssel 1868 wollte, daß der Grund und Boden (wie die Bergwerke und Eisenbahnen) an eine Arbeitergewerkschaft abgetreten werde, und zwar »mit Garantiebedingungen für die Gesamtheit wie für den einzelnen«. Alle diese Beschlüsse hatten programmatische Bindekraft und waren doch unter Sozialdemokraten vom ersten Augenblick an Gegenstand erheblichen Zweifels.

Aber wir wollen die *Internationale* außer acht lassen und uns andererseits auch nicht daran kehren, daß im eben erwähnten Jahr 1868 die besonders glaubenskräftig auf die reinen Lassalleschen Prinzipien gestützte Hatzfeldsche Organisation allen Ernstes die Streiks für ein Mittel erklärte, »das einen Rückschritt der Arbeiter in ihrem Kampf um die Umgestaltung der sozialen Lage« herbeiführe, und daß die selbe Organisation auch die obligatorische Abschaffung der Sonntagsarbeit unter den heute bestehenden Arbeiterverhältnissen als einen »Raub an dem letzten Rest der Freiheit« verdammt. Vielmehr möge an das Gothaer Programm erinnert werden, das die genannte Partei sich 1875 gab, und mit dem sie unter der Drangsal des Sozialistengesetzes ihr Heroenzeitalter erlebte.

In seiner erst 1891 von Engels veröffentlichten Kritik nannte Marx dieses Werk ein durchaus verwerfliches und die Partei demoralisierendes Programm. Der Lehrsatz (der auch heute ja in bestimmten *radikalen* Schichten noch nicht ausgestorben ist), daß der Arbeiterklasse gegenüber alle anderen Klassen nur eine reaktionäre Masse bilden, war nach Marxens Urteil aus verschiedenen Gründen »Unsinn«. Das internationale Bekenntnis des Programms stand ihm »noch unendlich tief unter dem der Freihandelspartei«. Von dem ehernen

Lohngesetz gehörte, so drückt Marx sich aus, Lassalle nichts als das den Goetheschen »ewigen ehernen großen Gesetzen« entlehnte Wort *ehern*. Dies Wort aber sei, so sagte er mit herabsetzendem Ingrim, »eine Signatur, woran sich die Rechtgläubigen erkennen«. Und im Hinblick auf das Schlagwort vom ehernen Lohngesetz redet Marx weiter von einem ungeheuerlichen Attentat auf die in der Parteimasse verbreitete Einsicht und von dem Leichtsinne, mit dem die Vertreter der Partei bei Abfassung des Kompromißprogramms zu Werke gegangen seien. Für den Satz, daß die deutsche Sozialdemokratie den freien Staat erstrebe, hatte Marx das Spottwort, daß der »Staat« im Deutschen Reich fast so »frei« sei wie in Rußland. Alles in allem war ihm das Gothaer Programm »trotz alles demokratischen Geklingels durch und durch vom Untertanenglauben der Lassalleschen Sekte an den Staat verpestet, oder, was nicht besser, vom demokratischen Wunderglauben«. Oder auch »ein Kompromiß zwischen diesen zwei Sorten dem Sozialismus gleich ferner Wunderglauben«.

Stellen wir uns vor, daß Marx so zwischen 1875 und 1890 in Deutschland faßbar gewesen wäre und sich wegen seines parteischädigenden Treibens vor den vier Solinger Parteirichtern vom *linken* Flügel zu verantworten gehabt hätte. Wäre für diese wackeren Genossen das Wort scharf genug gewesen, daß Marx mit seinen Ketzereien »nicht nur gegen die Grundsätze des Parteiprogramms verstoßen« sondern »den Boden des Parteiprogramms überhaupt verlassen« hätte? Wäre der Altmeister der internationalen Sozialdemokratie, der Mann, dessen gewaltige Bedeutung, dessen tiefes Wissen weit über die Reihen der Partei hinaus von der Wissenschaft gepriesen wird, wäre dieser Große nicht ohne alle Umstände kopfüber zum Tempel hinausbefördert worden, wenn er das Pech gehabt hätte sich in Solingen ob seiner Rechtgläubigkeit verantworten zu müssen?

Aber, so wird man fragen, sollen wir in der Sozialdemokratie denn überhaupt kein Programm, keine Lehrsätze anerkennen, soll, um mit unserem Zentralorgan zu reden, »die selbstverständliche Grundlage jeder Partei, die gemeinsame Überzeugung«, für die Sozialdemokratie nicht vorhanden sein? Sollen wir Nationalliberale in unseren Reihen dulden, Leute, die den Gegnern, wie sich der *Vorwärts* weiter ausdrückt, »zu ihrem Kampf der Heuchelei die nötige Munition liefern«? Was vorab das Gerede von der Munition für die Gegner betrifft, so sei daran erinnert, daß schon 1890, gleich nach Bekanntwerden der eben erwähnten Kritik des 1875er Programms, in der *Neuen Zeit* festgestellt wurde, daß die Gegner über diese Kritik in ein Jubelgeschrei ausgebrochen seien. Ich weiß nicht, ob irgend wie ein revisionistischer Ketzler neuerdings das Unglück gehabt hat von parteikonservativer Seite aus wegen seiner Veräumdungen am reinen Glauben mit einem stärkern Ausdruck des Tadels bedacht worden zu sein. Wenn dies der Fall wäre, so möge der Ketzler sich mit dem Wort trösten, das die *Neue Zeit* 1890 zu Marxens und der Partei Rechtfertigung gebrauchte, daß nämlich unsere Gegner sich freuen, weil wir — immer weiter lernen. In der Tat, eine Kritik an unserm Programm und unseren sonstigen Lehren, einerlei, ob sie von Marx oder von Hildebrand ausgegangen ist, hat der Partei wohl oft genützt, aber noch nie geschadet. Diese Kritik ist unser Lebelement, und es wäre der erste Schritt zum Niedergang der Partei, wenn die von Hildebrand begangene Tat den schimpf-

lichen Zustand herbeiführen sollte, daß irgendwer Furcht empfände so unverblümt wie er es bisher gewohnt war über die Partei und ihre Programmforderungen das nach seiner Meinung Nötige zu sagen. Will man einmal von Schädigungen reden, die der Partei durch ihre eigenen Anhänger zugefügt seien, so liegen diese Schädigungen höchstens in den persönlichen Zänkereien, die bei passender und unpassender Gelegenheit in unseren Reihen auftauchen. Ob aber in dieser Hinsicht die Urheber auf der revisionistischen Seite zu suchen sind, erscheint denn doch nach dem, was gerade in den letzten Wochen sich vor uns abspielte, zum mindesten sehr zweifelhaft.

Doch zurück zur Beantwortung der Frage, wo denn der Sozialdemokrat aufhört, und der Parteischädling (recte: Gegner) anfängt, wenn nicht das Parteiprogramm Richtschnur der Gesinnung und des Verhaltens sein soll. Mich dünkt, daß die Antwort nicht schwer gegeben ist. Uns geht es in dieser Hinsicht dem Grad, aber nicht dem Wesen nach besser als anderen Parteien. Wie in der Arbeiterschaft weit mehr politischer Sinn vorhanden ist als leider im Bürgertum, so sind die Arbeiter durchweg auch besser über die Ziele der Sozialdemokratie unterrichtet als die Interessenten bürgerlicher Parteien über deren Richtlinien, vorausgesetzt, daß solche überhaupt vorhanden sind. Aber bei alledem kämen wir sehr schlecht weg, wenn jeder Arbeiter, der sich in einem sozialdemokratischen Verein zur Aufnahme meldet, erst über seine Programmfestigkeit examiniert werden sollte, und ich glaube, daß ein solches Examen auch nach ein- oder mehrjähriger Mitgliedschaft noch nicht sehr befriedigend ausfallen würde. Die Kenntnis des Programms schließt aber nach allem Herkommen in der Partei auch seine Kritik ein, und es waren nicht immer die schlechtesten Kerle, die in dieser Hinsicht das Schwert geschärft haben. Unter solchen Umständen kommt meines Erachtens die Sozialdemokratie am besten weg, wenn sie bei jedem, der sich ihr angeschlossen hat oder anschließen will, die im Grunde genommen selbstverständliche Voraussetzung erfüllt sieht, daß er, sei es allein mit dem Herzen, sei es ferner noch auf Grund seiner mehr oder weniger wissenschaftlichen Überzeugung, sich selber als Anhänger unserer Partei fühlt. An Mitteln unsere Parteigenossen in hergebrachten Überzeugungen zu festigen fehlt es uns vor allem in der Gegenwart doch wahrlich nicht; und wenn, der Verkündigung der alten Lehren ungeachtet, die *Revision unserer Vorstellungen* unaufhaltsam weiter geht, und der verbissene Fanatismus der Parteidogmatiker zu bröckeln anfängt, so ist das eben ein Zeichen dafür, daß es in der Sozialdemokratie zu ihrem Besten nicht anders sein kann. Das Gerede, daß wir bei lässiger Handhabung der Zuchtmittel auch etwa Nationalliberale, Ultramontane, Konservative und wer weiß wen in unseren Reihen dulden müßten, ist ganz töricht. Weshalb in aller Welt sollte denn ein Mitglied einer andern Partei bei uns sein wollen? Von dem Fall der Spitzelei oder anderer unehrlicher Zwecke sehe ich natürlich in diesem Zusammenhang ab: dagegen bietet das Statut besondere Handhaben, und von einer Anzweiflung der moralischen Lauterkeit der Gesinnung ist ja hier selbstverständlich auch auf der Gegenseite nicht die Rede. Ebenso kann ich hier über den Einwand hinweggehen, daß es Intellektuelle gibt oder geben könnte, die zwar weit entfernt sind sich zu unserm Wollen innerlich zu bekennen, die aber um der Nahrung willen zu uns kommen. Denn, sollte es solche geben, so sind sie die letzten, die einen »groben Verstoß gegen die Grundsätze des Parteiprogramms« begehen; gerade sie werden sich sicherlich



nicht durch abweichende Anschauungen mißliebig machen, müssen vielmehr ängstlich bemüht sein ihre Rechtgläubigkeit auffällig zu dokumentieren und stets mit der Mehrheit zu gehen, von der sie ja ihr Brot bekommen. All solche Befürchtungen und Ausschlußgründe, die sich auf den Charakter beziehen, scheiden bei Betrachtungen, zu denen der Fall des Genossen Hildebrand Anlaß geben kann, gänzlich aus. Ist aber an der Ehrlichkeit der Gesinnung, wie hier, kein Zweifel, so bleibt als einziges und bestes Kriterium der Parteizugehörigkeit die eigene Empfindung und das eigene Bekenntnis dessen, der zu uns gehören will.

Das Erfurter Programm, seine Erläuterungen und sein späterer Ersatz in allen Ehren: Aber weit mehr als auf ein inquisitorisches Verfahren mit dem Ziel exakt radikaler Programmfestigkeit kommt es darauf an von unseren Anhängern zu fordern, daß sie bei all ihrem Handeln auf die politische und wirtschaftliche Stärkung der Arbeiterklasse bedacht sein sollen, ohne deren Hilfe die Sozialdemokratie sich nicht durchsetzen kann. Die Erhaltung der reinen Lehre ist eine Utopie; wohl aber ist es notwendig uns davor zu sichern, daß neue Anschauungen, die doch einmal Gemeingut unserer Anhänger werden müssen, zu unserer nachträglichen Beschämung als parteiverräterisch usw. verdächtigt werden. Es ist nun einmal bei einem lebendigen Organismus wie dem unserer Partei nicht anders: Alles praktische Handeln, alle Erfolge, die wir bei unserm Wirken um die geistige und materielle Hebung der Arbeiterklasse erzielen, stehen turmhoch über dem nun einmal vergeblichen Mühen um die Reinhaltung der Prinzipien in unserer Partei. Gar manche wohlformulierte Wahrheit hat im Lauf der Jahre erheblich an Kredit eingebüßt; aber das eine Wort von Marx, daß jeder Schritt wirklicher Bewegung mehr wert ist als ein Dutzend Parteiprogramme, hat, denke ich, immer noch Geltung.

XX

## KURT EISNER · DER PHILOSOPH DES SOZIALEN ENTHUSIASMUS · ZU FICHTES 150. GEBURTSTAG

ALLES auf der Erde ist unbeschreiblich klein; das weiß ich: Aber Glück ist's auch nicht, was ich suche; ich weiß, ich werde es nie finden. Ich habe nur eine Leidenschaft, nur ein Bedürfnis, nur ein volles Gefühl meiner selbst; das: außer mir zu wirken. Je mehr ich handle, desto glücklicher schein' ich mir.  
FICHTE

**N**IE ist der Unterschied englischen und deutschen Philosophierens verkannt worden. Die englische Philosophie hat etwas von der Leichtigkeit und Zuverlässigkeit des Reiseführers, der in der Unmittelbarkeit des politisch-sozialen Daseins sich zurechtfinden lehrt; sie ist klar, verständlich, anleitend, auch weltmännisch, aber ohne Sinn für die letzten Tiefen. Der deutschen Philosophie hingegen fehlt die höhere Behendigkeit weiser und witziger Menschenkennerschaft, sie gräbt schwer und ächzend unter das Leben nach letzten Geheimnissen, sie pflügt tief im dunkeln Schoß des eigenen Geistes, sie wird im Enträtseln selbst zum Rätsel. Der englische Staatsmann, der kein Philosoph wäre, gälte als ein ungebildeter Stümper. Wenn man den deutschen Minister recht zu verspotten begehrt,

nennt man ihn einen Philosophen. Englische Philosophie ist Lebensklugheit, deutsche Philosophie ist ein Leben für sich, abseits des Lebens.

Ist das ein Hirnunterschied der Rassen? Es ist nur der Gegensatz der Stellung des Geistigen im Staat, der den Unterschied des Philosophierens entwickelt hat. Nebstdem haben auch die Polizeiverhältnisse den Stil gebildet. In einem Staat, in dem es zwar zeitweilig erlaubt war alle heiligen Güter der Religion und der Philosophie zu leugnen und zu zerstören, in dem der Schriftsteller aber gestäupt wurde, wenn er es sich einfallen ließ eine politische Maßnahme seiner Obrigkeit bescheiden in aller Ehrfurcht zu kritisieren, entleert der Philosoph sein Denken von aller anschaulichen Materie des Gegenwärtigen und streift in die ewigen Jagdgründe des Denkens, in denen es ihm doch verboten ist ein Wild zu erlegen. Und sein Stil wird zum Umweg gezwungen, der sich nicht selten in dem Gestrüpp verliert, hinter dem er sich verstecken muß. Der dunkle Tiefsinn der deutschen Philosophie ist ein Notbehelf.

Dieser deutsche Vertiefungsprozeß, der doch zugleich ein Verkümmierungsprozeß ist, läßt sich am schärfsten bei dem Denker verfolgen, der wie kein anderer aus innerster Natur nichts sein wollte als ein Missionär der Tat. Es war Fichte, der am Schluß seines Lebens (in der sogenannten *Staatslehre* von 1813) schrieb:

»Alle Wissenschaft ist tatbegründend; eine leere, in gar keiner Beziehung zur Praxis stehende gibt es nicht. . . . So kann der Spruch *Dies mag in der Theorie wahr sein, gilt aber nicht in der Praxis* nur heißen: für jetzt nicht; aber es soll gelten mit der Zeit. Wer es anders meint, hat gar keine Aussicht auf den Fortgang, hält das Zufällige, durch die Zeit Bedingte für ewig und notwendig: er ist . . . Pöbel.« Dieser Philosoph aber, der die Tat in die Mitte seines Systems stellt, dem der Enthusiasmus für das politische Handeln, für die revolutionäre Umgestaltung der Menschheit die Seele seines Denkens war, übte niemals eine Wirkung. Zu Lebzeiten nicht und auch nachher nicht. Wohl gewann ihm die Gewalt seiner Beredsamkeit Zulauf. In Jena strömten die Studenten; in Berlin war es in der bessern Gesellschaft zeitweilig Mode die Vorträge des Mannes zu hören. Aber er ritzte nicht die Haut seiner Hörer. Freilich, an Gefühl für sein Wollen fehlte es nicht. Deshalb wurde er zeitlebens verfolgt, und nach seinem Tod noch stand der Unverstandene auf der Liste der Bösewichte. In der finstersten Zeit Deutschlands empfand man Fichte sogar als den Quell alles Bösen. Aber vielleicht nur einmal wurde die Philosophie der Tat Tat: Das war 100 Jahre nach seiner Geburt, als Ferdinand Lassalle in Fichte den Geist der Arbeiterbewegung entdeckte.

Mit seiner im deutschen Schrifttum nicht wieder erreichten volkstümlichen Urkraft durch Vernunftgründe zu überwältigen, die Widersprüche und Ratlosigkeit der herrschenden Phraseologie, als der Hirnlohndienerin der herrschenden Politik, in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen, mit seiner Gabe das Verwirrte im Tiefen zu vereinfachen, das Unehrlliche zu entlarven und das Unsinnige spottend unschädlich zu machen; endlich mit dem rhetorischen Ungestüm eines dennoch künstlerisch gebändigten Vortrags wäre er in England wohl ein großer Staatsmann geworden. Im politisch luftleeren Deutschland mußte sich seine ungenutzte Tatkraft in mystischen Überschwang vergraben, in die Seligkeit sich selbst in der Schau des Weltgeistes zu erleben, weil er sich nicht entäußern konnte. Der lebensfrischeste deutsche Philosoph, zugleich der kühnste Revolutionär wurde so aus dem rücksichtslosen Kritiker aller Offen-

barung ein Schwärmer, der in den Zungen der Offenbarung Johannis redete. Fichte kam nicht in seiner Bildung wie Kant von der strengen mathematischen Naturwissenschaft, in der man sich frei bewegen und unabhängig von äußeren Gewalten zur harten, scharfen, methodischen Arbeit erziehen konnte. Fichte ging von dem geistig wie staatsbürgerlich gefährlichen Gebiet der sozialen Sittlichkeit aus, er war von Haus aus und seiner innersten Neigung nach politischer Publizist und Agitator: auf diesem Feld fand er keine Freiheit der Betätigung, nicht einmal die Freiheit der Aussprache. Das war die Ursache seiner mystischen Vergrabung und Absperrung. Aber die Mystik ist doch nur Gewölk, das den hellen Himmel überflutet. Der klare Geist redet nur im Geisterstil. Wie denn auch bloß der Stil seines Denkens, nicht das Denken selbst sich verändert hat. Der junge Revolutionär hat sich nie in einen preußischen Staatsdiener, der Kosmopolit der Freiheit nie in einen deutschen Nationalisten, der sozialistische Demokrat nie in einen Reformen Hardenbergischer Art verwandelt: Die Nachlaßschriften seiner letzten Zeit stießen noch radikaler gegen alles Bestehende an als seine anonymen Jugendpanphlete. Nur die Ausdrucksweise hat sich geändert. Er sprach immer mehr nur noch zu sich selbst. Er hatte keine Mission. Er schrieb auch in den letzten Jahren keine Bücher mehr; das Lesen war ja doch nichts als eine nutzlos verschlingende Gefräßigkeit. An die Macht des lebendig gesprochenen Wortes glaubte er noch ein wenig, und seine Reden und Vorträge ließ er drucken. Aber in dem Entwurf zu einer politischen Schrift, in der er Friedrich Wilhelms III. Aufruf *An mein Volk* beantworten wollte, bekennt er in kämpfender Verzweiflung, daß es ihm nicht um irgend einen unmittelbaren Erfolg in der wirklichen Welt zu tun sei; er will seine Gedanken aussprechen, »damit sie nicht untergehen in der Welt«.



ICIITE ist der Sohn eines Bandwebers aus Rammenau in der Oberlausitz. Es ist das Elend der Erbuntertänigkeit, in dem seine Kinderjahre dahingehen. Nach der Ordnung dieser Zeit war es ihm gesetzlich verboten aus seinem *Stand* jemals herauszugehen. Er hütet die Gänse, er hilft den zahlreichen Geschwistern die Erzeugnisse seines Vaters im Hausierhandel zu vertreiben. Eine bigotte und zänkische Mutter läßt ihn früh über Familienerziehung nachdenken. Auch eine andere Erfahrung begleitet ihn durchs Dasein von Anbeginn und zeugt in ihm die Grundanschauung seiner Philosophie: daß die menschliche Gesellschaft aus einem Spiel der Zufälligkeiten zu einer Ordnung aus Vernunft erschaffen werden solle. Der Zufall entscheidet immer wieder sein Schicksal. Weil eines Tages ein Junker erst nach der Predigt in die Kirche kommt, und der kleine Gänsehirt den gnädigen Herrn mit seinem Talent vergnügt die entbehrt Predigt aus dem Gedächtnis zu repetieren, nimmt sich der Herr des Proletariats an und schickt ihn auf die Gelehrtenschule; er soll Pfarrer werden. Unter dem harten Willkürregiment der Schulpforta erglüht sein Freiheitsgefühl. Rousseau wird auch Fichtes Erwecker, und Defoe sein Phantasiebildner. Der gequälte Schüler flieht und will sich irgend eine Robinsoninsel schaffen. Er wird in den Kerker zurückgebracht, aber in seinem Geist wirkt das Jugenderlebnis nach: Die Utopie seines *Geschlossenen Handelsstaates* wie die pädagogische Provinz in seinen *Reden an die deutsche Nation* sind echte Robinsonaden. Auch seine mystischen Predigten vom seligen Leben sind Fluchtversuche auf geistige Robinsoninseln.

Fichte wird Student. Die Familie seines inzwischen verstorbenen Gönners läßt ihn wirtschaftlich ins Leere sinken. Er unterrichtet ums Brot. Die Theologie gibt er auf. Er studiert unruhig und unregelmäßig. Er bringt es niemals zu einem Examen. Er nimmt den Jammer des Hauslehrertums auf sich, an das sich die meisten Intellektuellen des klassischen Zeitalters klammern müssen. Schulden würgen ihn. Keine Hoffnung mehr. Er faßt den Entschluß seinen 26. Geburtstag nicht mehr zu erleben. Am Vorabend des 19. Mai 1788 will er ein Ende machen. Ein Zufall erhält ihn am Leben: Im letzten Augenblick erreicht ihn der Ruf eine Hauslehrerstelle in Zürich anzunehmen. Er wandert in die Schweiz. Hier findet er zum erstenmal Ruhe. Auch seine künftige Frau findet er in Zürich, Johanna Rahn, eine Nichte Klopstocks; sie war 4 Jahre älter, nicht schön, aber verständig, klug und hingebend. 2 Jahre später kehrt er nach Deutschland zurück, nach Leipzig. Ein neuer Zufall entscheidet über sein geistiges Leben. Irgend jemand will von ihm Unterricht in Kantischer Philosophie. Er muß also Kant lesen, und aufjauchzend entdeckt er seinen Erlöser. Kant zählt, wie Fichte in diesen Tagen schreibt, seine übermächtige Einbildungskraft, sie gibt dem Verstand das Übergewicht und dem ganzen Geist eine unbegreifliche Erhebung über alle irdischen Dinge: »Mein ungestümer Ausbreitungsgeist schwieg: Das waren die glücklichsten Tage, die ich je verlebt habe. Von einem Tage zum andern verlegen um Brot, war ich dennoch damals vielleicht einer der glücklichsten Menschen auf dem weiten Rund der Erde.«

Not und Unruhe treiben ihn weiter. In seinen Beziehungen zu seiner Braut fehlt die sinnliche Leidenschaft. Einen schwankenden Augenblick denkt er daran das Band zu lösen. Er pilgert nach Warschau, wo sich ihm eine Hauslehrerstelle darbietet. Als er sieht, daß er von der gräflichen Familie zum Gesinde gerechnet wird, wirft er sofort wieder den Bettel hin. Jetzt wallfahrtet er zum Ort seiner Sehnsucht: nach Königsberg. Kant ist spröde. Aber es gelingt Fichte den Alten zu gewinnen, der vornehm und klug die dringende Bitte um finanzielle Unterstützung dadurch erfüllt, daß er ihm für den eben entstandenen *Versuch einer Kritik aller Offenbarung* einen Verleger verschafft. Diese ohne Namen veröffentlichte Erstlingsschrift wird für ein Werk Kants gehalten und deshalb mit Posaumentönen verherrlicht. Dieser Irrtum begründet den literarischen Namen Fichtes, der fortan zu den deutschen Berühmtheiten gehört.

Fichte geht wieder nach Zürich, heiratet und schleudert (anonym) seine brausenden Revolutionsschriften hinaus, in denen er die Denkfreiheit von den Fürsten zurückfordert und die Anschauungen des Publikums über die französische Revolution berichtigt. Für Jena sucht man eine Zugkraft. Man verfällt auf Fichte. Daß er ein unzweideutiger Jakobiner war, stört die Gewaltigen von Sachsen-Weimar nicht. Schon in dieser Frühzeit erlebt Fichte das später immer sich wiederholende Schauspiel, daß man sein Wesentliches, wenn man es überhaupt versteht, nicht ernst nimmt. Ein Brief des Geheimen Rats Voigt an den Professor Hufeland zeigt, in welchem Sinn man den Revolutionär zum Jenaer Professor bändigen wollte:

»Ist wohl Fichte, selbst allenfalls mit Ratscharakter, zu haben? Er privatisiert in Zürich. Ist er klug genug seine demokratische Phantasie oder Phantasterei zu mäßigen?«

So wenig kannte man Fichte, daß man ihm, als ob es nur als eine kleine selbst-

verständliche Höflichkeit von ihm gefordert würde, zutraute, er könnte den Herzschlag seiner Weltanschauung *mäßigen*.

Seine Jenenser Professorenjahre waren ebenso erfolgreich (auch finanziell) wie von endlosen Kämpfen zerrieben. Unter der Anklage des Atheismus bricht seine Existenz zusammen. Er muß Jena verlassen, und alle deutschen Staaten wetteifern Fichtes Schriftstellerei zu verpönen. Nur Preußen folgte der Anregung Kursachsens nicht (Jena wurde mit dem Boykott bedroht, wenn die Universität nicht Fichte fortjagte), und dieser Umstand veranlaßte ihn nach Berlin zu gehen. Er wußte nicht, warum Friedrich Wilhelm III. nichts von einem Verbot des Fichteschen Journals wissen wollte. Wir aber kennen heute den Grund; er war in der Kabinettsorder vom 25. Mai 1799 ausgesprochen. Die preußische Majestät mißbilligt es zwar auch, daß der Verfasser sich bemüht habe »das Dasein Gottes als eines selbständigen Wesens wegzuräsonnieren«, und sie bedauert die »Halbphilosophen, die ihre Vernunft in dem Grade verlieren«. Aber in Preußen sei das Journal in keinem Buchladen angetroffen worden, und Fichte würde keine Anhänger seiner traurigen Lehre finden, wofern die Schriften, »die der Aufmerksamkeit der Regierung ganz unwürdig sind, nicht durch öffentliche Schritte aus der Dunkelheit hervorgezogen werden, in der sie bisher gar nicht bemerkt wurden«.

In Berlin hielt Fichte öffentliche Vorträge. Als nach dem Untergang Preußens in Berlin die Universität gegründet wurde, erhielt er eine Professur, zur Belohnung dafür, daß man seine Art von Patriotismus nicht verstand. Aber er war und blieb verdächtig. Nur das gedemütigte Preußentum duldete ihn, obwohl es ihm keinen Tag Schikanen ersparte. Er starb, bevor der Sturz Napoleons vollendet war, und das siegreiche Preußentum wieder die Herrschaft ergriff. Fichtes Frau hatte sich bei der Krankenpflege im Lazarett im Januar 1814 infiziert, und das Fieber übertrug sie auf ihren Mann. Am 29. Januar starb Fichte. Es blieb ihm erspart ins Zuchthaus gesperrt oder in die Verbannung getrieben zu werden oder gar der geistig-moralischen Fäulnis zu erliegen, wie andere, wie etwa Josef Görres, der in der Jugend in Wollen und Art viel Gemeinsames mit Fichte hatte und sich in der Zeit der heiligen Allianz bis in den letzten Aberwitz verzückt frömmelnder Mystik verlor.



**F**OHANN Gottlieb Fichte gehört zu den ganz vereinzelt Gestalten unserer klassischen Zeit, die trotzig und aufrecht, ohne Beugungen und Zugeständnisse, ihren einsamen Weg gehen. Nur einmal, einen Augenblick, schien er zu löblicher Unterwerfung bereit. Das war in den letzten Zuckungen des Jenenser Atheismusstreits. Da bot er den Rückzug an, aber ein gnädiges Schicksal verhütete, daß man sein Angebot annahm. Der Minister Goethe hatte bereits durch eine höchst formlose Überumpelung (ein Privatbrief wurde als ein Entlassungsgesuch aufgefaßt, und das also konstruierte Gesuch schleunig genehmigt) die Entfernung des lästigen Mannes erwirkt. Im bürgerlichen Deutschland fehlte das Verständnis für jene *taktlosen* Charaktere, die so unbesonnen sind ihre Weltanschauung in ihrer persönlichen Lebensführung durchsetzen zu wollen, ohne des Anstoßes zu achten.

So halfen die Weimarer Ästhetiker Fichte vertreiben. In dieser entnervenden Hofluft galten politische Kämpfer halb als ärgerliche Narren halb als gefähr-

liche Katilinarier; und konnte man nicht ihre Platttheit aristokratisch schelten, so hielt man sich umgekehrt im Namen des sonst verachteten gesunden Menschenverstands über ihre Verstiegenheit auf. Welch jämmerliche Philister die Weimaraner in allen Fragen des politischen Charakters waren, erkennt man aus dem lustig empörten Brief, den Caroline Herder damals über die Verteidigungsschrift Fichtes und Niethammers (des Mitherausgebers des Fichteschen Journals) an Knebel sandte:

»Wirklich, es war keine kleine Arbeit sie zu lesen. Indessen ist es interessant zu sehen, mit welchem Stolz und welcher Eingobildetheit sie ihre Sache führen, wie sie sagen, was sie erwarten, daß die durchlauchtigsten Erhalter tun werden. Sie schreiben zwar nicht vor, aber Fichte droht mit sehr deutlichen Worten, wenn er keinen Schutz gegen die Kabale findet, dahin zu gehen, wo Gewalt gilt, weil man da doch auch die Hoffnung hat einen Teil dieser Gewalt an sich zu reißen. Was sagen Sie zu diesem letzten? Die Herren Protecteurs sind nun etwas stark beleidigt (wir hören eben im Vertrauen, daß ihm der Rat des Wanderns gegeben werden soll, von hier aus). Sie werden hier mit dieser hervorstörenden, kecken Nase dieser kleinen Person schon noch zu tun bekommen.«

Eine drollige Anmaßung in der Tat, daß eine kleine Person, die dem Weltgeist die Geheimnisse ablauscht, sich herauszunehmen erdreistet mit seiner hervorstörenden, kecken Nase sogar durchlauchtigste Erhalter, einen lebendigen deutschen Herzog durch die Verteidigung des Rechts zu beleidigen. Die submisse Dienstwilligkeit des Weimarer Ästhetenklubs steigerte das Mißtrauen Fichtes in die Mission der Kunst. Die Kunst ist in seinem Gedankenbau beinahe vergessen. Gegen Schillers Flucht ins Reich des Schönen richtet sich das derbe, das ganze klassische Zeitalter verurteilende Wort:

»Die Idee durch ästhetische Erziehung die Menschen zur Würdigkeit der Freiheit und mit ihr zur Freiheit selbst zu erheben führt uns in einem Kreis herum, wenn wir nicht vorher ein Mittel finden in einzelnen von der großen Menge den Mut zu erwecken niemandes Herren und niemandes Knechte zu sein.«

Und an anderer Stelle:

»So ist der ästhetische Trieb im Menschen allerdings dem Trieb nach Wahrheit und dem höchsten aller Triebe, dem nach sittlicher Güte, unterzuordnen.«

Die hervorstörende, kecke Nase wurde in Berlin nicht weniger peinlich empfunden. Selbst als er im vollen Bewußtsein der Lebensgefahr in der von den Franzosen besetzten preußischen Hauptstadt dem Feind die *Reden an die deutsche Nation* ins Angesicht schleuderte, ließen ihn die Franzosen zwar gewähren, aber die preußische Obrigkeit mißhandelte den staatsgefährlichen Patrioten. Das Manuskript einer Rede ließ die Zensur verloren gehen, das heißt, man unterschlug es, wie das preußische Übung war und blieb. (Im Berliner Geheimarchiv sind solche *verloren gegangenen* Handschriften heute noch aufbewahrt.) In die anderen Reden pfuschte man hinein. Die Zensur half sogar durch Fichte selbst die Fichtelegende von dem *Individualisten* zu fördern, der doch ein sozialistischer Demokrat war. In die 14. Rede mußte Fichte auf Weisung der preußischen Zensur den klar auf eine Massenbefreiung zielenden Satz »Ob aber gerade es uns wieder wohl gehen soll, dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird sicherlich nicht wieder irgendein Wohlsein an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns verschaffen« durch den Zusatz in die ebenso ungefährliche wie beliebte, weil nicht befolgte Predigt persönlicher Charakterbildung auflösen und verdunkeln: »und insbesondere, wenn nicht jeder einzelne unter uns in seiner Weise tut und wirkt, als ob er allein sei, und als ob lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geschlechter beruhte«.

Fichte wurde zwar an die neue Universität Berlin berufen, aber seinem großen Willen wurde kein Einfluß gestattet. Sein Rektorat nahm nach aufreibenden Konflikten ein rasches Ende. Ihn meint der Kultusminister Schuckmann, wenn er dem König rät sein Wort zu brechen und die Verleihung der Domänen, die der Universität wirtschaftliche Unabhängigkeit sichern sollten, nicht auszuführen:

»Wie aber auch die Köpfe [der Professoren] exaltiert sein mögen, so behalten doch die Mägen immer ihre Rechte gegen sie, die einzigen, die in diesem Zustand geschont werden. Wem die Herrschaft über letztere bleibt, der wird immer auch mit ersteren fertig, und wer die Befriedigung der letzteren an seine Wahl bindet, hat die beste Sicherheit, daß die ersteren dafür arbeiten.«

Fichte hat sich nach seiner Entlassung aus dem Rektorat in den Senatsitzungen nicht mehr blicken lassen.

Als der unbequeme Mann endlich tot war, und Friedrich Wilhelm III., nach Erledigung Bonapartes, wieder höchst lebendig, da wurde Fichtes Geist als der große Verderber gehetzt. Die Karlsbader Beschlüsse genügten den Preußen nicht. Es galt die Morallehre Fichtes und alle, die sich zu ihr bekamen, auszurotten. In dem Promemoria, in dem 1821 die Beckedorff, Eylert, Smetlage und Schultz den König zum Vernichtungskampf gegen den Umsturz aufriefen, wurden Fichtes verderbliche Wirkungen lebhaft geschildert:

»Da nämlich nach jenem neuern Moralsystem nur diejenige Handlung recht und sittlich genannt werden kann, welche mit der innersten Überzeugung des Menschen übereinstimmt, jede Handlung nach Bestimmung äußerer Autorität aber unsittlich und des reinen Menschen unwürdig ist; so ist es danach auch unsittlich und seiner unwürdig sich Gesetzen zu unterwerfen, von deren Güte er nicht überzeugt ist, und zu denen er, laut oder schweigend, seine Einwilligung nicht gegeben hat. *Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen* wird nach dieser neuen Moral so gedeutet, daß, da Gott im Menschen selbst oder nichts anderes als des Menschen tiefstes Wesen, seine innerste Überzeugung, sei, dieser Überzeugung mehr als allen Gesetzen zu gehorchen ist. Gehorsam gegen die Gesetze findet also hiernach nur aus Klugheit zur Vermeidung äußern Zwanges und mit der Mentalreservation statt sie zu befolgen, insofern sie mit der Überzeugung des Individui übereinstimmen, sonst aber ihnen aus sittlicher Verpflichtung auf alle Weise, heimlich oder öffentlich entgegenzuwirken. Daher entspringt denn also auch für die Bekenner dieser Moral die absolute Notwendigkeit jedem einzelnen seinen Anteil an der Gesetzgebung zu vindizieren, mithin die Notwendigkeit einer gesetzgebenden Volksrepräsentation; so wie sich für selbige andererseits aus dem Grundsatz der Nichtigkeit aller Autorität, selbst der göttlichen Gesetze der Offenbarung, und aus dem Grundsatz des absoluten gleichen Wertes der Menschen als Inhaber des höchsten göttlichen Wesens die notwendige Forderung der Souveränität des Volkes ergibt.«

Nach dieser gar nicht üblen Darstellung Fichtescher Anschauungen wird solche Lehre nicht (wie der Urheber selbst behauptet) als »Fingerzeig Gottes« anerkannt; hier sei vielmehr »deutlich die Hand des Verderbers zu erkennen, der die schwachen Menschen durch solche Vorspiegelungen zum ewigen Unheil zu verführen sucht, indem er das Zauberbild einer übermenschlichen Vollkommenheit ihren betörten Augen vorgaukelt«. Wo aber das Christentum verloren gegangen und an seine Stelle die törichte Einbildung philosophischer Erkenntnis der göttlichen Natur des Menschen eingetreten ist, da können weder Kirche noch Staat länger bestehen. Da versinkt alles Heil der Gegenwart und Zukunft in einen hodenlosen Abgrund. Am Rand dieses Abgrunds steht unser Vaterland. Dann wurde in kerniger Schlichtheit die amtlich preußische Biographie Fichtes entworfen:

»Dieser Professor Fichte, dessen öffentliche Lehren die wirksamste Grundlage der Entwicklung dieses gefährlichen Systems gewesen sind, war schon im Jahr 1798, als damaliger Lehrer der Philosophie an der Universität zu Jena, auf den Antrag des

Dresdener Hofes wegen atheistischer Lehren in Anspruch genommen worden. Er verteidigte sich dagegen in gedruckten Schriften auf eine Weise, welche den Grund dieser Anklage gegen ihn nur zu sehr bestätigte und das Gift seiner Lehre um desto allgemeiner verbreitete. Nachdem er demzufolge von dem Lehramt zu Jena entlassen war, wurde er zu unserm großen Unglück, gleichsam als Entschädigung für ihm dort widerfahrne Kränkung, nach Erlangen berufen; ja, er erhielt sogar die Aufforderung anstatt zu Erlangen, hier zu Berlin vor einem gemischten Publikum, also in populärer Sprache, seine Lehren vorzutragen. Von diesen populären Vorlesungen, welche Professor Fichte hier bis zum Jahr 1808 mit steigendem Beifall gehalten hat, schreibt sich die gänzliche Zerstörung der christlich-religiösen und moralischen Gesinnung her, welche weiterhin unter einem großen Teil der hiesigen Staatsbeamten, Gelehrten und Jugendlehrer zur Erscheinung gekommen ist, indem der feste Glaube an philosophische Allmacht und Allwissenheit des Menschen an deren Stelle trat.«

Die *Reden an die deutsche Nation* werden in erster Linie verantwortlich gemacht. In diesem Plan deutscher Nationalerziehung sei dargelegt, »daß alle echte Bildung in Deutschland vom Volk ausgegangen, von den Fürsten und dem Adel aber gehindert worden sei, und daß die deutsche Nation vor allen anderen europäischen Nationen ihre Reife zur republikanischen Verfassung geschichtlich dargetan habe, . . . daß die bisherige Tendenz der öffentlichen Lehranstalten, die Erziehung zur Seligkeit im Himmel und der Unterricht um des Christentums willen, durchaus verwerflich sei: für die Seligkeit im Himmel bedürfe es keiner Bildung . . . ; daß die Nationalerziehung auf Stand, Geburt und äußere Bestimmung keine Rücksicht zu nehmen habe«. Es wird endlich (nach der unsterblichen politischen Technik geistige Lehren für Verbrechen verantwortlich zu machen) dargetan, daß Sand, der Mörder Kotzebues, ganz im Sinn jenes »philosophischen Weltreformators« auf dem Wartburgfest gesprochen, um zu dem Schluß zu gelangen: es seien Vorkehrungen zu treffen, »daß durch Spekulation und Kritik nicht ferner wie bisher die Grundfesten der Kirche und des Staates angegriffen und erschüttert werden«, natürlich, »ohne daß die Freiheit wissenschaftlicher Forschung dadurch beschränkt wird«.

Die Wirkungen, die von Fichte ausgingen, sind in berechnender Absicht in dieser Urkunde preußischer Achtung vor Philosophie und Wissenschaft maßlos übertrieben. Die gleiche Rolle spielt Fichtes Geist in den Demagogenakten der Mainzer Untersuchungskommission, und aus der selben Übertreibung wurden 1824 die *Reden an die deutsche Nation* als ein »verführerisches, leere Phantome nährendes Buch« verboten. Immerhin bewiesen damals die Herrschenden Preußens ihre Dankbarkeit dem Mann, der einst für ihre Befreiung unter Gefahr des Todes gewirkt, dadurch, daß sie für die revolutionäre Bedeutung des Genius das Verständnis auszubreiten suchten. Die Folgezeit ließ Fichte nicht einmal mehr seine Seele. Das Äußerste der Ächtung wird erst ein Jahrhundert nach seinem Tod erlebt werden: Dann werden die unveränderten Verfolger und Bedränger seiner Lehre ihm ein Denkmal setzen.

**F**ICHTE hat die deutsche Aufklärung zu ihrem letzten Gipfel geführt: zur Demokratie, die sozialistisch sich vollendet. Die nach innersten Gesetzen tätige Menschenvernunft wird zum schaffenden Prinzip der Welt erhoben. Alle Erkenntnis wird in bewegt bewegende Handlung aufgelöst. Das sittliche Handeln hat den Vorrang vor aller wissenschaftlichen Naturerkenntnis. An diesem Gipfel des Aufstiegs beginnt der Absturz in die Romantik, in die visionäre Gefühlsrabulistik und Ideenspinnerei der Naturphilosophen und Geschichtsdialektiker. Die Philosophie wird reak-



tionär, wie die Revolution Restauration wird. Fichtes absolutes Ich der tätigen Freiheit, das doch selbst den romantischen Absturz vorbereitet hat, schreiet nun, geläutert an der Spitze der Demagogen, die unter der Herrschaft der Naturphilosophen verfolgt wurden. Fichtes Geschichtsphilosophie läßt die Menschen aus eigener Kraft der Vernunft die Welt gestalten, Hegels Menschheitsgeschichte ist ein bössartiger Witz Gottes: Die sich selbst überlassene Menschheit taumelt in trübem Aberwitz dahin; aber in der Synthese allen Unsinnus wirkt sich schließlich die göttliche Vorsehung zum höchsten Sinn aus. Das ist die Hegelsche »List« der Vernunft:

»Gott läßt die Menschen mit ihren besonderen Leidenschaften und Interessen gewähren, und was dadurch zustande kommt, das ist die Vollführung seiner Absichten, welche ein anderes sind als dasjenige, um was es denjenigen, deren er sich dabei bedient, zunächst zu tun war.«

Wobei denn klärllich, um die rechte Summe in dem listigen Rechenexempel herauszubekommen, nichts Wirkliches fehlen darf, alles demnach vernünftig ist, und Friedrich Wilhelm III. und die Demagogenhatz als unentbehrliche Glieder in der listigen Entwicklung zur Erfüllung der Gottesidee unantastbar sind: bei Todes- und Zuchthausstrafe.

Fichtes Welt-, Gott- und Geschichtsauffassung erniedrigt den Menschen nicht zum Spielball einer niederträchtigen List. Die göttliche Vorsehung ist die menschliche Vernunft, die zur Gemeinschaft der freien und gleichen Menschen emporstrebt. Weil Fichte das Ich für die letzte Instanz erklärt, wird er von der Kompendienweisheit der Richtungs- und Wortregistratoren unter die Individualisten oder Subjektivisten eingereiht. Die Müller, Schulze und Schuckmann wären danach, jeder auf seine Art, besondere Welterschöpfer. »Die nächste sich darbietende Erscheinung bei einem epochemachenden System sind die Mißverständnisse«, schrieb Hegel 1801 über das Schicksal der Lehre Fichtes. Die Mißverständnisse sind aber nicht nur die nächste sondern, gerade weil sie aus platter Gedankenlosigkeit erwachsen, die bleibende Erscheinung. Philosophenjubiläen sind gemeinhin tausendste Wiederholungen der erfolgreichen Posse der Irrungen, Benefizvorstellungen nicht für den Philosophen sondern für die verschollenen Leute, die sich zuerst die Mühe gaben ihn entscheidend mißzuverstehen.

Was ist dieses Ich?

Die Anklage des Atheismus, die ihn von Jena forttrieb, ist durchaus begründet, wenn man die Anschauung aller Mythologien von göttlichem Wesen zugrunde legt. Für die Mythologen muß Fichte in der Tat der radikalste aller Atheisten sein. Denn das Dasein solchen Gottes ist für Fichte nicht nur, wie bei Kant, nicht beweisbar, sondern sein Nichtdasein ist schlechthin notwendig. Umgekehrt ist für Fichte alle anthropomorphe Vergottung schändlichster Atheismus, roheste Blasphemie. Fichte aber ist nicht nur gottgläubig sondern gotterfüllt, Enthusiast. Er glaubt an den Gott in sich, seine in Flammen glühende Religion ist: diesen Gott zu entäußern. Fichtes Gott ist die sittliche Weltordnung. Schärfer und reiner noch kann man Fichtes Gottesbegriff als das *sittliche Weltordnen* bezeichnen. Damit ist der in ihm liegende Begriff höchster menschlicher Aktivität ausgesprochen. Sittliche Weltordnung, reines Ich, absolute Realität, Gott, letzte Objektivität, Freiheit: das sind alles nur verschiedene Wendungen, um den Grundgedanken Fichtes zu bezeichnen. Das

Fichtesche Ich ist so wenig ein Individuum oder ein Subjekt, daß es vielmehr die letzte, allgemeinste, unumstößliche Gewißheit der Menschheit, des Menschengeistes, des Kulturbewußtseins, oder auch Gottes und des Weltgeistes ist: die Gesellschaftsordnung sittlicher Freiheit auf Erden zu schaffen. Der Mensch müßte sich selbst aufgeben, wenn er nicht an diese Idee der Freiheit, an diese schöpferische Aufgabe des reinen Ichs glaubte und zugleich entschlossen wäre diese höchste Realität zu realisieren, in der Erscheinungswelt des Staates zu verwirklichen. Die Neigung Fichtes diesen seinen elementaren Lebensgedanken in biblisch glühenden Bildern zu malen und in mystisch schwärmenden Tiefsinn zu versenken, die leidenschaftliche Inbrunst mit dieser Philosophie tätiger Freiheit die Gemüter zu erfüllen, auch wohl der Zwang der Preßfreiheit und der Zensur, können den, der den innern Stil seines Gedankenbaus nicht erfaßt hat, in die Irre führen.

Das ist das absolute Ich: die Wahrheit und Gewißheit an sich. Die Menschheit verliert sich selbst, wenn sie an diesem Gesetz zweifelte, ihm nicht folgte. Freilich ist damit nicht gesagt, daß sich die Menschheit nicht aufgeben kann. Es ist sogar die Meinung Fichtes, daß sich die Menschheit aufgegeben hat. An dieser Stelle erfüllt sich Fichtes absolutes Ich mit Pestalozzis Erziehungslehre. Die neue Generation soll, losgelöst von aller verlorenen Menschheit, dazu erzogen werden die höchste Realität wiederzufinden, zu realisieren. So will er den Freiheitskrieg als einen Aufschwung zum Wiederfinden deuten, er klammert sich an die Idee des Freiheitskriegs, weil er an der Zufälligkeit des tatsächlichen Freiheitskriegs von Anfang an verzweifelt. Und er spricht im letzten Jahr seines Lebens den Fluch aus über das deutsche Volk, das die Gelegenheit des idealen Freiheitskriegs nicht ergreife und in alte Knechtschaft sich zurückführen ließe. Das wäre die Selbstaufgebung der Menschheit.

Der Grundgedanke Fichtes läßt sich nunmehr ganz einfach aussprechen: Sein absolutes Ich, sein Gott, ist garnichts anderes als Demokratie und Sozialismus, als tätiges Zielprinzip, gesichert durch den Enthusiasmus handelnden Glaubens an diese Aufgabe. Mir scheint, als ob letzten Endes diese Philosophie des sozialen Enthusiasmus so wenig Mystisches an sich hat, daß sie vielmehr die Lebensbedingung aller revolutionären Kämpfer ist: der absolute Glaube an den endlichen Sieg der Freiheit, an ihre Erfüllung im irdischen Jenseits.

Fichte hat von Anfang an in seiner Verteidigung der französischen Revolution und des Rechts der Revolution überhaupt die Demokratie mit sozialistischer Kritik des Eigentums gefärbt. Der Gedanke eines national abgesperrten sozialistischen Staates, der 1800 im *Geschlossenen Handelsstaat* ausgeführt wird, ist aus den jahrzehntelangen Handelskriegen zwischen England und Frankreich erwachsen; es schien keine andere Möglichkeit gegeben, um nicht ewig in diesen Strudel der Weltkämpfe hineingezogen zu werden, als die völlige wirtschaftliche Isolierung. Das System einer sozialistischen Republik beschäftigt erneut seine letzten Jahre. Es ist keineswegs bloß eine Art von Erziehungssozialismus. Die *Reden an die deutsche Nation* sind nur ein die Erziehungsfrage in Pestalozzis Sinn behandelndes vorläufiges Kapitel eines umfassenden politischen Systems der sozialistischen Demokratie. Und ganz und gar nicht denkt Fichte etwa an eine Beglückung und Begnadung mit Sozialismus von oben herab. Die Befreiung kann nur das Werk der Massenerhebung von unten auf sein. In der *Staatslehre* von 1813 streift er bereits den Gedanken des

Klassenkampf: Die Menschheit zerfällt in zwei Grundstämme, die Eigentümer und die Nichteigentümer. Die Staatsgewalt war bisher der Diener der Eigentümer, die aber in Wahrheit nicht der Staat sind. Das sind schon Ideen einer durchaus praktisch-tätigen Politik. Fichte hat auch, wie die Sozialdemokraten, jeden Weg versucht, um seine Ideale zu verwirklichen, und keine Teilarbeit, keinen Teilerfolg verschmäht. Wie er Freimaurer wurde, um diesen Orden zur Propaganda zu gewinnen (mit jämmerlichem Mißerfolg, übrigens), so trieb er zu den Freiheitskriegen vornehmlich deshalb an, weil er in der Schaffung eines waffenfähigen Volksvetos das revolutionäre Element erkannte. Als Demokrat und Sozialist blieb Fichte kosmopolitisch. Sein Nationalismus hat nichts mit dem gemein, was man heute darunter versteht. Er haßte Napoléon und die Franzosen als die Verräter an der Revolution. Gerade weil im deutschen Volk aller staatlicher Verband vernichtet, und damit die organisierte Macht der Unfreiheit scheinbar aufgelöst war, hielt er das deutsche Volk für berufen die Revolution zu vollenden. Das war sein nationaler Enthusiasmus, der über alle Grenzen und alle Zeiten hinausstrebt.<sup>1)</sup>

In einem Dasein von Enttäuschungen hat Fichte den Glauben an die Zukunft niemals verloren. In einem Sonett hat er selbst diese Stimmung gemalt:

»Was meinem Auge diese Kraft gegeben,  
Daß alle Mißgestalt ihm ist zerronnen,  
Daß ihm die Nächte werden heitre Sonnen,  
Unordnung Ordnung, und Verwesung Leben?

Was durch der Zeit, des Raums verworrenes Weben  
Mich sicher leitet hin zum ewgen Bronnen  
Des Schönen, Wahren, Guten und der Wonnen,  
Und drin vernichtend eintaucht all mein Streben?

Das ist's: Seit in Uranias Aug', die tiefe  
Sich selber klare, blaue, stille, reine  
Lichtflamm', ich, selber still, hineingesehen:

Seitdem ruht dieses Aug' mir in der Tiefe,  
Und ist in meinem Sein, das ewig Eine,  
Lebt mir ein Leben, sieht in meinem Sehen.«

XX

## WILHELM HAUSENSTEIN · LEBEN UND KUNSTFORM



IE ist zwischen der Sphäre der künstlerischen Leistungen und der Sphäre des allgemeinen Lebens in Wahrheit ein Zusammenhang herzustellen? Das ist das Kulturproblem, von dem die sogenannte *Mannheimer Bewegung zur Einbürgerung der Kunst* ausgeht.

Kein Mensch wird bestreiten wollen, daß dieser Zusammenhang heute

<sup>1)</sup> Eine Gesamtausgabe aller Fichteschen Werke, die namentlich auch den in Berlin ruhenden wichtigen Nachlaß vollständig bringt, fehlt. Die einzige, kaum noch im Buchhandel käufliche Ausgabe bleiben die von seinem Sohn 1845 bis 1846 herausgegebenen *Sämtlichen Werke*, denen 3 (unvollständige) Nachlaßschriften vorausgegangen waren. Eine Auswahlgabe in 6 Bänden ist neuerdings in Leipzig erschienen (siehe die Rubrik *Philosophie*, in diesem Band, pag. 637). Der *Geschlossene Handelsstaat*, die *Reden an die deutsche Nation* und einiges andere sind bei Reclam zu finden. Ein unbefangenes und getreues Fichtebrévier hat der treffliche Max Rieß (der inzwischen freiwillig aus dem Leben schied) in der von Eugen Diederichs veranstalteten Sammlung *Erzieher zur deutschen Bildung* 1905 herausgegeben. Dieses *Evangelium der Freiheit* ist die wertvollste und für jeden erschwingliche Fichtepublikation der letzten Jahre.

fast mehr fehlt als je. Schon eine einzige offenbare Tatsache genügt das Fehlen dieses Zusammenhangs zu beweisen: die Tatsache, daß es Kunstsammlungen gibt. Museen, Gemäldegalerieen, Skulpturensammlungen, förmliche Repositorien für Kunst können bloß da entstehen, wo die künstlerische Produktion die Verbindung mit dem täglichen Lebensapparat des einzelnen und der Gesamtheit verloren hat, und wo der einzelne und die Gesamtheit aus irgendwelchen Gründen darauf verzichten sich die Ergebnisse des künstlerischen Schaffens zuzuleiten, um sie in dem großen Konsumtionsprozeß, den wir das Leben nennen, mit möglichster Unmittelbarkeit der Beziehungen wirklich zu verbrauchen.

Ein Blick auf frühere Kulturen lehrt sofort, was das alles bedeutet. Michelangelo schuf seine Plastiken nicht als Atelierplastiken, die von irgendwem gekauft werden und irgendwo aufgestellt werden konnten oder auch nicht. Er schuf für bestimmte, von vornherein übersehbare Zwecke der monumentalen Dekoration: für das Juliusgrab, für die Mediceergräber. Und er malte nicht Bilder, die später einmal der Kustodenphilologie verfallen und in einer Galerie neben anderen, beliebigen Kunstwerken hängen sollten: sondern er malte *al fresco*, in unverrückbaren Werken örtlich eindeutig fixierte Bilder für die kultische Atmosphäre der Sixtina, für einen ganz bestimmten Horizont eines ganz bestimmten, das Leben beherrschenden Kulturgefühls: für die religiöse Erschütterung mit ihren sinnlich-metaphysischen Bedürfnissen. Gerade so schufen die Gotiker. Statt für Museen, die es nicht gab, schufen sie für Kirchen, Rathäuser, für Zunftstuben, Paläste, Bürgerhäuser, Gildenhäuser, für öffentliche Plätze. Die künstlerische Arbeit stand in den unmittelbarsten, lebendigsten Beziehungen zum Organismus der zeitgenössischen Kulturbedürfnisse. So hatte die Kunstübung den Charakter einer sozialkulturellen Selbstverständlichkeit, und so wurde sie mit aller möglichen Natürlichkeit, gleichsam anstrengungslos von den einzelnen und der Gesamtheit begriffen. Sie bildete einen integralen Teil des kulturellen *common sense*, der allgemeinen Lebenskonvention. Ohne sie war das Leben gar nicht denkbar; sie gab dem Leben die endgültige Form.

Heute ist es anders. Die Kunst ist heute ein höchst fakultatives Kapitel der allgemeinen Beziehungslosigkeit. Sie ist als eine professionelle Spezialität, die sich sehr gut entbehren läßt, aus dem *common sense*, den es nicht mehr gibt, herausdifferenziert und geht jenseits der allgemeinen Interessen die einsamen Gänge einer von seitwärts dumm bestaunten oder blödsinnig verlachten Besonderheit. Man sieht in ihr auf jeden Fall etwas Kapriziöses, das sich zur Ökonomie unseres Daseins wie eine Floskel verhält und im Europäer dieser Zeit entweder stumpfe Gleichgültigkeit oder ein höchst stupides Pflichtgefühl hinterläßt. Freilich begann schon eine Reaktion. Man kümmert sich wieder um die Kunst. Man will dem Leben wieder Form geben. Aber die allerwenigsten nur halten dabei die feine Grenze des Takts ein, die da ist, ohne sich selber aufdringlich-preziös zu empfinden. Bei den meisten tritt eine kümmerliche Kulturaffektation und Kunstpose ein. Es entsteht der Ästhet. Es entsteht ein Allerweltskulturkrampf, eine unsympathische Wichtigtuerei mit den Fragen der Lebensformung.

Aber wir wollen nicht ungerecht gegen die eigene Zeit sein. Niemand ist übler als der Mensch, der seine eigene Zeit *ex professo* herabsetzt. Er macht

sich, während er glaubt ein Kritiker zu sein, des Hochverrats am Lebendigen schuldig. Wir müssen erkennen: Jener Kulturkrampf, den wir erleben, ist ein Zeichen der heilsamsten Krise. Naturgemäß übertreiben da, wo sich der Gang der Dinge immer mehr zu empfundenen individuellen Lebensproblemen verdichtet, Bedürfnis und Wille sich selber: man sucht die Entwicklung zu forcieren; man überhitzt, indem man das objektive Zeitproblem zum subjektiven Bewußtseinsakt gestaltet, mit dem Eifer der subjektiven Ansprüche die natürliche Temperatur der Zeit. Man kann es nicht abwarten, bis das Neue als ein Objektives ausreift, um sich dann den Subjekten mitzuteilen. Man züchtet Kultur; man züchtet Kunstpflege. Es ist nicht sehr erquicklich das anzusehen. Aber das Ganze ist sehr menschlich, höchst menschlich: das eigentlich menschliche Gebaren mit aller seiner immanenten Paradoxie, dem immanenten Widerspruch zwischen Wille und Entwicklung. Aus diesem Widerspruch ergibt sich zuletzt dialektisch immer eine Kultur von neuem, gutem Ebenmaß.

Und schon haben Führer mit einer Begeisterung von ruhevoller Präventionslosigkeit eine Kunstpflege und Formpflege geleistet, die mit der nobelsten Einfachheit und dennoch leidenschaftlich erregt in die natürlichen Proportionen des Lebens eintritt. Tschudi hat die alte Münchener Pinakothek aus einer wirren fürstlichen Kunstkammer, in der die Bilder mit beziehungsloser Anarchie neben einander hingen und auf jede Möglichkeit anständiger dekorativer Darbietung, auf jede Möglichkeit der würdigen Ausnutzung räumlicher Möglichkeiten verzichteten, in eine Reihe still-festlicher, beruhigt-pathetischer Räume verwandelt, in denen die Bilder zu einander und zum Raum in ornamentalen Verhältnissen stehen, so daß sie künstlerisch-religiöse Stimmungsgemeinschaften bilden. Hier ahnt man, daß selbst ein Museum etwas werden kann. In Tschudis Werk sieht man das Beispiel. Es bedeutet zwar nur einen Richtungsweiser. Es konnte bei den leider gegebenen äußeren Grenzen und wegen des verhängnisvoll frühen Todes des genialen Reformators nicht mehr werden. Denken wir aber die Logik solcher Galerieorganisation zu Ende, dann entsteht in unserer Vorstellung vielleicht etwas, das (wie das geplante Münchener Maréesmuseum) neben antiken Tempeln und mittelalterlichen Kathedralen nicht ganz unebenbürtig dasteht: Die würdelose Häufung der Kunstwerke zu einem zusammenhangslosen Nebeneinander schwindet, und es entstehen durch auswählende Verbindung des Verwandten Räume von gleichsam kultischem Geist, geheiligte Zentren für das Klärung und Erhebung suchende Bewußtsein. Ich selber habe den Unterschied zwischen einer typischen Kunstsammlung und dem Organisationswerk Tschudis unlängst wieder besonders lebhaft empfunden, als ich das *Augusteum* in Oldenburg besuchte. Das ist die hochfürstliche Kunstkammer in ihrer widerwärtigen Verwahrlosung: eine üble Remise, in der die *Stücke* eins neben dem andern in erbarmungsloser Wüstheit an den Nägeln hängen. Und doch könnte man, wenn man die Hälfte der Dinge in die Reserven stellen, die Räume mit anständiger Einfachheit herrichten und die besten Sachen intelligent hängen wollte, eine stimmungbringende Kunsthalle schaffen. Ich denke mir die ideale Kunsthalle allerdings auch nicht wie das Kaiser-Friedrich-Museum: Unvergleichlich vornehmer als die selbstgefällige, alleszeigende, vielgeschäftige Präsentation der Sammlungsgegenstände, die hier geboten ist, wirkt die ruhige Distanzierung der Objekte, die Tschudi in München vorgenommen hat, und die den Dingen da wie durch Zauber die innere Sammlung einer alten und unbezweifelbaren Kultur verleiht.

Nächst dem Werk Tschudis in München ist die kunstpolitische Tätigkeit des Direktors der Mannheimer Kunsthalle eine Leistung von edelster zeitgenössischer Bedeutung. Die Tätigkeit Fritz Wicherts war zunächst nur die eines Galerieleiters. Es handelte sich für ihn darum eine Kunstsammlung zu schaffen, in der die ökonomische Energie und das zeitgenössische Selbstbewußtsein der Handels- und Industriestadt einen angemessenen ideologischen Ausdruck findet. Wichert hat diese Aufgabe in glänzender Weise gelöst, mit einer großstädtischen, fast sagt man: amerikanischen Schnelligkeit und einer sachlichen Adäquation, so daß man heute, nach den paar Jahren, die seit der Entstehung der Mannheimer Kunsthalle verflossen sind, von einem in den prinzipiellen Zügen einfach fertigen Typus industriestädtischer Museumsneugründung sprechen kann. Wichert verzichtete von vornherein auf den verkehrten Ehrgeiz die Mannheimer Kunsthalle mit kunsthistorischer Allseitigkeit auszubauen. Statt Unsummen für alte Kunst aufzuwenden, zieht er (auch hier bewußt zeitgenössisch) neue und neueste Kunst heran, und zwar mit dem einschränkenden Grundsatz, daß die Mannheimer Kunsthalle, ohne die ganz entscheidenden Persönlichkeiten der neuern Kunst zu übersehen, die Künstler pflegen soll, die zu dem Mannheimer Kulturgebiet in besonderer Beziehung stehen, und weiter überhaupt die, deren Profil in anderen Kunstsammlungen nicht deutlich wird.

Allein die Tätigkeit des Galerieleiters wäre nach Wicherts mustergültiger Auffassung nichts, wenn es nicht gelänge zwischen dem Inhalt der Kunsthalle und den Einwohnern der Stadt ein inniges Verhältnis herzustellen und durch den Reichtum der Kunsthalle an Beispielen zeitgenössischer Weltformung auf den Formtrieb des täglichen Lebens einzuwirken. Aus dieser Erkenntnis heraus hat Wichert geradezu einen Umgang der Mannheimer mit der Kunsthalle organisiert. Zu Anfang des Jahres 1912 konnte Wichert mitteilen, daß seit der Eröffnung der Kunsthalle vor etwa 2 Jahren 80 000 Besucher in der Kunsthalle gewesen sind. Das ist rein äußerlich ein kolossaler Erfolg. Er ist um so wertvoller, als er auf einer wirklich innerlichen Beteiligung der Einwohner an den Angelegenheiten der Kunst zu beruhen scheint. Diese Beteiligung spricht sich in dem lebendigen Interesse aus, mit dem die Mannheimer die Propagandagründungen Wicherts verfolgen. Dieser Propagandagründungen sind bis heute 3. Ende April 1911 tagte auf Wicherts Anregung im *Nibelungensaal des Rosengartens* zu Mannheim eine große Volksversammlung. Wichert vertrat vor ihr die Idee der Gründung eines freien, von Staat und Gemeinde unabhängigen Bundes zur Einbürgerung der Kunst in Mannheim. Der Bund wurde konstituiert. Wichert führt die Organisation. Als erste Institute des Bundes wurden didaktische Monatsausstellungen und eine Auskunftsstelle für Angelegenheiten künstlerischer Existenzpflege eingerichtet.

Die didaktischen Ausstellungen demonstrieren (jeweils auf ein ganz bestimmtes Gebiet künstlerischer Lebensgestaltung eingeschränkt) an zeitgenössischen Beispielen, die sich innerhalb der Kunsthalle allmählich zu einer Mustersammlung auswachsen sollen, die Möglichkeiten guter Form. Die Ausstellungen arbeiten außer mit den Ausstellungsobjekten mit lehrhaften Texten, die in aller Kürze das Wesentliche einer Kunstaufgabe und einer Lösung entwickeln. So gab der ausgezeichnete Berliner Bildhauer Georg Kolbe zur 4. didaktischen Ausstellung des Bundes (Thema *Ausdrucksplastik*) eine kurze und treffende Kennzeichnung

des entwicklungsgeschichtlichen Augenblicks, in den die Plastik durch die großen Gegenseiter Hildebrand und Rodin gebracht ist. Ein anderer (anonymer) Aufsatz zeigt trefflich die Relativität der einzelnen Ideale aus der Entwicklungsgeschichte der Skulptur. Dann folgen Detailbesprechungen der Ausstellungsobjekte.

Die Auskunftsstelle beschäftigt einen festgestellten Beamten. Wichert charakterisiert diesen Beamtentypus, dem die delikatesten Obliegenheiten zu-fallen, mit folgenden Worten:

»Die Aufgabe dieses Mannes ist ebenso verantwortungsvoll wie die des Museumsdirektors, seine Mission ebenso vielseitig. Ganz besondere Eigenschaften der Begabung und Vorbildung müssen von ihm verlangt werden. Natürlich muß er die übliche kunsthistorische Erziehung genossen haben. Historisches Gefühl und Kenntnis der geschichtlichen Vorgänge, der Wallungen und Auf- und Niedergänge der Kunst müssen ihm eigen sein. Neben der historischen Einführung aber muß er modernes Wesen besitzen. Er soll ein Behäher der Gegenwart und der Zukunft sein mit dem einzigen Wahlspruch *Dich sing ich Zeit der Zeiten, meine Zeit!* Er sollte womöglich auch Künstler sein; nicht etwa Maler, Bildhauer oder Zeichner, sondern ein Gestalter allgemeinerer Art mit dem Sinn für das Wesen der kunstgewerblichen Form. Fragt man lächelnd, wie viele Eigenschaften denn schließlich für dies Amt erforderlich seien, so läßt sich darauf entgegnen, daß es sich ja nur um Eigenschaften handelt, die fast immer nahe beieinander liegen. Der Künstler des modernen Kunstgewerbes ist ohne frischen Gegenwartssinn gar nicht zu denken; ist er dabei zufällig noch Kunsthistoriker, so sind schon alle Bedingungen erfüllt. Die didaktischen Ausstellungen des Bundes ziehen alle Dinge in ihren Bereich, die irgendwie der Gestaltung zugänglich sind. Diesen Universalismus zeigt im Hinblick auf das Publikum auch die Tätigkeit des Bundesbeamten. Seine *Kundschaft* ist schlechtweg jedermann. Er soll sein Wirkungsfeld finden für jedes Temperament, für jede Auffassung, für jeden Beruf. Wenn man ihn nur überhaupt zu Rate zieht. Auf die Temperamente kann er sich einstellen. Dem zielbewußten Charakter gegenüber kann er sich abwartend verhalten, seine Ansicht nur auf Wunsch darlegen; den weniger sichern Frager aber darf er in taktvoller Weise leiten und führen. In allen Fällen ist Sachlichkeit Voraussetzung. Er soll indessen keineswegs Tapeziererdienste leisten, auch wenn ihm dazu noch Muße übrigbliebe. In einfachen Fragen legt er Beispiele aus der Mustersammlung des Bundes vor oder gibt mit Hilfe des Abbildungsmaterials aus dem kunstwissenschaftlichen Institut in zurückhaltender Form so etwas wie eine Geschmackslehre.«

Das dritte Institut des Bundes ist die *Akademie für jedermann*, die kürzlich ins Leben trat. Ein Mannheimer Bürger gab die Mittel zur Errichtung eines mit der konstruktiv-sachlichen und materialschönen neuen Kunsthalle verbundenen Vortragssaals, der etwa 700 Personen faßt; ein anderer Bürger gab einen ausgezeichneten Projektionsapparat. Hier finden Lichtbildervorträge statt, die eine unmittelbare Einwirkung auf den aktiven Formtrieb der Hörer versuchen. Hier einige Themen: *Wohnkultur* (Serie), *Rembrandt als Befreier* (Einzelvortrag), *Kultur und Kunst Venedigs* (Serie), *Das Betrachten von Kunstwerken* (Einzelvortrag), *Der Geist des modernen Kunstgewerbes* (Einzelvortrag), *Der Kunstsammler* (Einzelvortrag), *Das Wesen der Gestaltung* (Einzelvortrag). Die spezielle Rechtfertigung dieser (sehr gut besuchten) Vorträge liegt im speziellen Zweck und Inhalt, in der speziellen Didaktik, die darauf abzielt den aktiven Formtrieb der Hörer auf die Dinge zu lenken, die im Bereich der Aktivität des einzelnen liegen. Wichert gibt auch eine allgemeine Rechtfertigung der Vorträge, und ich mag mir nicht versagen die sozial-psychologisch feinen Worte zu zitieren:

»Vielleicht besitzen wir wirklich ein anderes Gedächtnis als unsere Vorfahren. Immer weniger fühlen wir uns geeignet rein gedankliche Dinge in der Erinnerung festzuhalten. Was uns packt, wobei sich sofort jenes Erregungsmoment einzustellen pflegt, von dem die Kraft des Gedächtnisses bestimmt wird, ist das Anschauliche, Graphische,

Bildhafte. Und mehr noch: das unmittelbare Erlebnis. Es muß etwas gegeben werden, was keiner weitem Übersetzung mehr bedarf. Nach dem Gesetz des geringsten Kraftverbrauchs bevorzugen wir die leichteste Form der Mitteilung, die nämlich, bei der uns selbst die geringste Arbeit zugemutet wird. Man ist heute weniger bereit als früher dicke und vielbändige Werke durchzulesen. Die Frische des Geistes, die für die Erfassung eines großen Kunstwerks nötig ist, nicht abgemüdete Sinne und Unbedrücktheit des Gemüts, wir bringen sie meistens nach Erledigung einer allzu reichlichen Tagesarbeit nicht mehr auf. Die Folge davon ist, daß wir im besten Fall die leichtere Muse bevorzugen und, wie gesagt, jene Kunstunterhaltungen, die die geringste Aktivität vom Empfangenden voraussetzen, zum Beispiel Theater, Musik, Kinematograph. Die ganze ungeheure Wirkung des Kinematographen beruht auf dieser Tatsache. Die Literatur und die Kunst dagegen sind in einer weniger angenehmen Lage. Denn während es bei Konzerten und im Theater fast schon genügt, daß wir dem Dargebotenen Augen und Ohren hinhalten, indem diese zu jenen Kunstgattungen gehören, die sich auf uns zubewegen, so verharret das Gemälde ebenso wie das Buch in einer die Sinne nur wenig reizenden Stummheit still auf seinem Platz, und es ist Entschluß, Ausdauer und immer neu einsetzende Konzentration dazu nötig, um seine Inhalte auszuschöpfen. So viel auch gedruckt werden mag, noch nie wurde weniger sorgfältig, weniger eindringend gelesen. Selbst die Tageszeitung wird von vielen nur flüchtig durchgesehen, und Gegenstände, zu denen wir nicht schon vorher irgendwelche Beziehungen besitzen, bleiben nicht selten vom Leser gänzlich unbeachtet. Will man aber verhindern, daß die unbeweglichen Geisteserzeugnisse vor den beweglicheren nicht gar zu sehr ins Hintertreffen geraten, so wird man versuchen müssen sie auf solche Weise darzubieten, daß auch sie an die Aktivität des Empfangenden und seine Konzentrationsfähigkeit keine hohen Anforderungen stellen. Man wird sie eben auch mobilisieren müssen. Den Weg dazu hat man seit langem beschritten. Durch Vorträge, Führungen, Matineen usw. wird schon jetzt durch die betreffenden Fachleute eine große Menge Wissen und Kultur verbreitet, die anders nur durch das Studium von Büchern hätten erworben werden können. Auch die Kunstausdeutung bewegt sich oft unbewußt auf dieser Bahn, indem sie dem sonst passiven Kunstgegenstand eine gewisse Aktivität und Bewegung auf den Beschauer zu verleiht.«

Über diese Einrichtungen greift der Bund aber bereits hinaus. Die Disziplin der Mitglieder ist bereits so groß, daß der Bund mit 15 badischen Bäugethatschaften in Verbindung treten und sie zur Herstellung von Möbeln nach Entwürfen bewegen konnte, die der Bund liefert. So findet eine unmittelbare Einwirkung auf das volkswirtschaftliche Gebiet statt. Diese Einwirkung wird in dem Sinn immer weiter ausgebaut, daß der Bund als Mittler mit qualifizierten Anregungen zwischen Käufer und Hersteller tritt.

In diesem Zusammenhang ist schließlich das außerordentliche Projekt Wicherts zu erwähnen die Verwertung der mechanischen Reproduktionen einzuschränken und den einzelnen Originalwerke junger Künstler zu billigem Preis zu vermitteln. Dies ist eine der wertvollsten Einsichten Wicherts, daß er weiß: ein relativ bescheidenes Original ist immer bedeutsamer für unser Leben als die beste mechanische Wiedergabe eines großen Kunstwerks. Dies ist eine unbedingt wahre, echt künstlerische Erkenntnis. Eine dilettantische Skizze, die der einzelne sich vielleicht selber macht, enthält mehr künstlerische Aktivität, mehr Vitalitätsäußerung für ihn als die glänzendste Reproduktion eines großen Kunstwerks, die er schließlich doch nur *en bloc* und mehr oder minder unkritisch hinnimmt. Der besondere Wert der Reproduktion ist damit nicht bestritten; sie behält ihre Bedeutung als kunstwissenschaftliches Lehrmaterial, So plant Wichert innerhalb des Bundes eine Verkaufsorganisation, die den Mitgliedern zu den günstigsten Bedingungen (wie sie eben nur die Großeinkaufsgenossenschaft schaffen kann) die Erwerbung von Originalen, und seien sie auch bloß ganz momentane Skizzchen, ermöglicht. Wichert schreibt:



»Zu gleicher Zeit mit der Ausstellung [der eingekauften Dinge] wird eine Verlosung unter den Bundesmitgliedern veranstaltet, doch werden die Gewinne nicht in Kunstwerken bestehen. Wer gewinnt, erhält nur das Recht von den eingekauften Werken innerhalb einer bestimmten Gruppe eins zum 10. Teil des Einkaufspreises zu erwerben. Man wird leicht einsehen, wohin dies Verfahren zielt. Es will die Werke der Kunst sozusagen *um jeden Preis* an den Mann bringen. Ist damit erst eine gewisse allgemeine Sammeltätigkeit in die Wege geleitet, so wird die Kunst sich selber weiterhelfen. Die nicht verkauften Stücke gehen in die nächste Jahressammlung über. Erst wenn sich ein ganz bestimmter unlösbarer Rest ergibt, wird mit diesem eine direkte Verlosung vorgenommen. Die Käufer verpflichten sich, falls sie sich genötigt sehen ein Stück, das sie aus der Bundessammlung erhalten haben, zu veräußern, dem Bund eine Art Vorkaufsrecht einzuräumen. Ob die Gefahr eines Abfließens der vom Bund verteilten Gegenstände wirklich eintreten wird, muß abgewartet werden. Auch hier wären Gegenmaßregeln nicht schwer zu finden. Nach den Berechnungen wird es möglich sein im ersten Jahr des Bestehens der Gründung unter etwa 2000 Mitglieder 350 Kunstwerke zu verteilen. Das Verhältnis wird jedoch später noch günstiger werden. Die jeweiligen Gewinner scheiden in Kategorien, die nach dem Jahresbeitrag festgesetzt werden, je nachdem für eine oder mehrere der folgenden Verlosungen aus.«

Auf ähnlichen Wegen gedenkt der Bund allenthalben auch die Gründung kleiner Lokalgalerien in die Wege zu leiten und so eine planmäßige Verteilung der Kunstgüter vorzubereiten.

Dies etwa ist es, was man die *Mannheimer Bewegung* nennt.

Die Sache ist nachdenklich für sogenannte *Kunststädte* wie München. Das künstlerische Leben Münchens war immer bis zu einem gewissen Grad eine Fiktion: erst eine royalistische unter den beiden Ludwigen, deren zweiter zudem einen wahrhaft entsetzlichen bildnerischen Geschmack gehabt haben muß, dann eine artistische. Ich sage das mit dem gehörigen Respekt vor allem, was im Münchener Kunstleben einmal gut war, wie etwa die Erscheinung Uhdes. Tatsache ist, daß das Kunstleben in München wie das ganze Sein dieser Stadt relativ immer mehr des wahren, nämlich des sozialökonomischen Auftriebs entbehrt. Wohl hat die Stadt ein gewisses sinnlich-ästhetisches Fluidum durch Karneval und Überlieferung: Aber es handelt sich da doch um ein verhältnismäßig abstraktes Phänomen, das gar nicht in den fruchtbaren Tiefen der Geschichte wurzelt. Nun beginnt sich in den Städten wie Mannheim, die man von der harmlosen Phäakeninsel München aus unwillkürlich halb bedauernd als rein ökonomisches Produktionsgebiet ansieht, ein eigenes, und dazu an originellen Trieben reiches, hoch über das gewisse *L'art pour l'art* erhabenes Kunstleben zu entwickeln. Ökonomisch fortgeschrittene Zentren wie Düsseldorf, Barmen, Hagen reißen in der neuesten Kunstbewegung (für die Praxis wie für die Kritik und das Ausstellungswesen, wie die Sonderbundsausstellungen und die tiefen kritischen Einsichten Niemeyers beweisen) die Führung an sich. Eine Arbeitsstadt von dem faszinierenden Energieverbrauch Berlins entwickelt ein Kunstleben von viel größerer Ursprünglichkeit als München. Es ist nun einmal so: Die großen ökonomischen und sozialen Antriebe machen alles. Sie fehlen in München.

In den sozialökonomischen Antrieben liegt auch die Gewähr für die Zuverlässigkeit der *Mannheimer Bewegung*. Diese Stadt steht heute mit aller Natürlichkeit da, wo sie einen Organisator heranziehen muß, der die Zeichen der Entwicklung mit taktvollem Bewußtsein deutet. Sie steht sogar da, wo sich die soziale Problematik über den harten Mechanismus des sozialökonomischen Klassenkampfes für gewisse Kultursphären hinausheben kann, und die Ener-

gieen einer ganzen Kommune sich vorahnd, vordreifend in einem idealistischen Gemeinschaftswillen aller Klassen tatsäclich bekunden. So erlebt diese Stadt der hochentwickelten Klassengegensätze schon heute ein Stück sozialer Zukunft: nicht zuletzt dank der geistigen Energie der teilnehmenden Arbeiterklasse, die vielleicht sogar im Zentrum des Bundesidealismus steht. Wichert schreibt Worte wie diese über seine Erfahrungen bei Vorträgen für Arbeiter: »Es ist immer ein großes Erlebnis unserer einheimischen Arbeiterschaft einen Vortrag halten zu dürfen. Denken wir uns in eine der Fabrikvorstädte. Ein Saal, der etwa 400 Leute faßt, schlecht beleuchtet, ohne Form, ohne Reiz; der übliche Saalbau großer Bierhäuser. Man wird Lichtbilder zeigen, aber der Apparat, der zur Verfügung steht, ist kein Prachtexemplar. Was macht's? Die Veranstalter sind gute Dinge, sie empfangen den Redner mit jener wunderbaren Aufgewecktheit, die man sonst nicht allzu häufig findet, und die den heitern Glauben an die großen Ziele des Menschheitsgeistes ohne weiteres erkennen läßt. Der Saal füllt sich. Man ist erwartungsvoll, vielleicht ein wenig zu still, was körperliche Abgespanntheit verrät. Neue Leute drängen herzu. Nun ist der letzte Platz besetzt, und der Vortrag beginnt. 1½ Stunde bleiben diese Menschen gespannt und andächtig, saugen in sich hinein, was ihnen in besserer oder schlechterer Form geboten wird, und sind für alles dankbar. Anderthalb Stunden: und doch sind die meisten von ihnen schon um 6 Uhr morgens in der Fabrik gewesen, haben ein langes schweres Tagewerk hinter sich, Arbeit, die nicht heiter, nicht beweglich macht, haben nicht selten Wohnungen, die jedem andern die Freude an geistiger Nahrung schon beim Anblick nehmen könnten. Diese aber, stille, dankbare Zuhörer, sind auch am Ende noch nicht müde, scheinen überhaupt nicht müde zu werden. Welch eine Summe von Willenskraft, welch tiefe Sehnsucht nach Entwicklung. Niemand, der dies Schauspiel des öftern erlebt hat, wird die geistige Bereitschaft, ihren wunderbaren Willen zur Aufwärtsbewegung im edelsten Sinn verkennen. Von dieser Kraft möglichst viel für den Aufbau unserer Kultur zu gewinnen erscheint nahezu Pflicht der Selbsterhaltung. Zum *Freien Bund* gehören wohl 1000 Arbeiter. Eine besondere Propaganda ist nicht gemacht worden. In Jahresfrist wird diese Zahl sich vielleicht verdoppelt haben, da sich täglich neue Mitglieder anmelden.«

Die Kunst ist das allgemeinste Gebiet menschlicher Lebensformung. Ihr Formgeist ist nicht materiell ganz fest gebunden; Kunst ist immer in gewissem Maß Gleichnis, das jeder nach seiner individuellen Not deutet. Noch bevor die sozialen Fragen gelöst sind, vollzieht sich gleich einer Dichtung, die Herrliches verheißt, dort schon die Synthese, die wir von der Zukunft erwarten, und um die wir noch nach wie vor im politischen Leben die leidenschaftlichen Kämpfe des Tages führen müssen.

XX

# RUNDSCHAU

## ÖFFENTLICHES LEBEN

### Politik / Max Schippel

**Marschall** Anläßlich der Berufung des Freiherrn von Marschall auf den Londoner Botschafterposten ist die Bedeutung der deutsch-englischen Beziehungen für die ganze Entwicklung der internationalen Politik abermals scharf hervorgetreten. Seit langen Jahren hat kein ähnlicher Personenwechsel so lebhafte Präferörterungen, weit über die beiden nächstbeteiligten Länder hinaus, geweckt. Das ist

selbstverständlich zunächst eine schmelzhaftige Anerkennung der politischen Fähigkeiten, die dem ehemaligen badischen Staatsanwalt und deutschen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes seinen überragenden bisherigen Einfluß am Goldenen Horn sicherten. Aber weiter spricht daraus das nachgerade allgemein verbreitete Gefühl, daß allmählich die Entscheidungsstunde heranrückte für eine unwiederbringliche Verbesserung oder Verschlechterung des Verhältnisses zwischen dem alten, an Alleinherrschaft und unwiderstehliche Hegemonie gewöhnten

*Despoten der Weltpolitik* (so darf man heute das bekannte Marx'sche Wort wohl umbilden) und dem nach größerer internationaler Mitberechtigung und Ellbogenfreiheit strebenden jüngern Emporkömmling und Rivale.

Für einen bedingungslosen Freund Englands braucht man den Freiherrn von Marschall nicht zu halten. Zwar leitete er das Auswärtige Amt schon in der Ära Caprivi, die an Entgegenkommen gegen die Londoner Politik gewiß nichts zu wünschen übrig ließ. Jedoch war er ebenso mitverantwortlich für die stürmischen Zwischenfälle beim versuchten Jamesoneinbruch nach Transvaal und Johannesburg und für die Zirkularnote aus dem Frühjahr 1896, die die dauernde Aufrechterhaltung der Bürenselbständigkeit nachdrücklich als ein nicht anzutastendes deutsches Interesse betonte. Auf der 2. Haager Konferenz durchkreuzte die geschickte und zähe Arbeit Marschalls manchen Plan, der die Überlegenheit der seestärksten Nation noch mehr zur Geltung gebracht haben würde, und ebenso verteidigte er, wie in der See-minnenfrage, trotz aller theoretischen Zugeständnisse an geforderte Reformfortschritte, in *praxi* bestehende Gewohnheiten der Kriegsführung, die ihm vorläufig noch immer als Schutz der flottenschwächeren Staaten erschienen. Vor allem überwand er in Konstantinopel in ausdauernder Minierarbeit die englische Gegnerschaft gegen das Bagdadbahnunternehmen, und nicht nur diese allein, denn sie fand ihre Bundesgenossen immer wieder in anderen Großmächten und in der innern Verwirrung und Schwäche des Türkenreichs selber, die jeden Druck von außen stärker als sonst unter normalen Voraussetzungen wirken ließ. Auch heute noch ist die Türkei kaum ein internationaler Faktor, der mit voller Sicherheit für diese oder jene Seite der europäischen Großmachtspolitik in Rechnung gesetzt werden kann. Aber daß Freiherr von Marschall in dem stetig sich verändernden Chaos der Tagesereignisse die festeren Grundlinien der türkischen Entwicklung richtig zu sehen wußte, das bewies die rasche Neuerstarkung des deutschen Einflusses nach dem revolutionären Sturz des alten Regiments, auf das sich naturgemäß die deutsche Vertretung hatte stützen müssen, während mit dem Jungtürkentum anfangs ganz andere Mächte aus der Versenkung von neuem emportauchten.

Dabei hat Freiherr von Marschall es stets, im Haag wie in Konstantinopel,

verstanden die besten persönlichen und amtlichen Beziehungen zu den englischen Bevollmächtigten aufrechtzuerhalten. Die Begrüßung, die ihm aus der englischen Presse entgegentönt, ist im allgemeinen sogar eine über Erwarten sympathische, obwohl Blätter wie die *Times* den Hinweis nicht unterlassen können, daß die britische Politik in ihren großen Grundzügen unabänderlich durch maßgebende Bündnisse und Ententen bestimmt sei und wenig Raum für Umgestaltungsversuche durch Außenseiter biete. Die Zeit wird dies lehren. Doch auf jeden Fall darf man annehmen, daß die beängstigende Periode des beiderseitigen unklaren Schwankens ihrem Ende entgegengeht; hoffentlich in einer, das allseitige Friedensbedürfnis befriedigenden Weise.

× **Nationalliberaler Parteitag** Die Nationalliberalen haben nunmehr am 12. Mai in Kassel getagt. Die äußerliche Aufmachung scheint eine wohlgelungene gewesen zu sein, auch der Besuch (1300 Delegierte) war ungewöhnlich gut. An eine Lösung der inneren Konflikte wagte man sich jedoch gar nicht einmal heran; *Dämpfung* war die Parole. Indes heißt dies im Augenblick wenigstens so viel, daß die Angriffe der Scharfmacher auf Bassermann und die Jungliberalen kein Ergebnis zu zeitigen vermochten. Dieser Ausgang der Krisis stand schon im voraus fest, seitdem die, zur Ausgleichung der Gegensätze gebildete Kommission in nicht ungeschickter Weise Vermittlungsvorschläge ausgearbeitet hatte. Danach sollte, entgegen dem Zentralvorstandsbeschuß vom 24. März, die Auflösung des *Reichsverbandes der nationalliberalen Jugend* unterbleiben. Dagegen erfährt die Angliederung an die Gesamtpartei in Zukunft eine Änderung. Bisher waren die Einzelvereine der nationalliberalen Jugend selbständig neben den nationalliberalen Parteiver-einen herlaufende Organisationen; sie fanden ihre Spitze im Reichsverband, der seinerseits alsdann ein Glied der nationalliberalen Partei bildete und das Recht hatte eine Anzahl Vertreter zum nationalliberalen Parteitag zu entsenden. Von getrenntem Unterbau aus verbanden sich also lediglich die krönenden Spitzen in einer, wie man zugestehen muß, sonst kaum gekannten Weise. Künftig soll das Verhältnis gerade umgekehrt sein. Die Jugendeinzelvereine haben die Verpflichtung sich den örtlichen und provinziellen oder bundesstaatlichen Organi-

sationen der Nationalliberalen anzuschließen und von da aus ihren Einfluß im Gesamtgefüge der Partei geltend zu machen. Der Zusammenschluß als Reichsverband scheidet vollständig aus der Organisation der nationalliberalen Partei aus; er hat als solcher keine Sondervertretungsrechte mehr: Die krönenden Spitzen sind geschieden, dagegen die Unterstufen verbunden. Alles kommt nunmehr auf die tatsächliche Ausführung an. Ist die Partei als solche der Verantwortung für die Haltung des Reichsverbands ledig geworden, so fallen andererseits für diesen manche früheren Rücksichten hinweg, die durch die bisherige unmittelbare Verbindung gegeben waren. Die jungliberalen Einzelvereine müssen mehr innerhalb der übrigen Organisationen zu wirken suchen, und vielleicht können sie diese mehr mit ihrem Geist durchtränken und so als Sauerzeug wirken. Vorläufig haben sie wenigstens den einen Erfolg zu verzeichnen, daß einer ihrer Führer, Dr. Fischer, nachträglich durch Zuwahl in den geschäftsführenden Ausschuß der nationalliberalen Partei aufgenommen wurde. Alle diese Kompromisse standen schon im voraus fest, und dies brachte die Kasseler Verhandlungen vollends um jede größere Lebhaftigkeit und Spannung. Man kann also höchstens sagen, daß die Dr. Friedberg-Schiffersche Attacke vom März im Sande verlaufen und damit den stärker nach rechts drängenden Elementen ein etwas allzu rasch eingeheimster Erfolg wieder vereitelt ist.

× Belgien: Kammerwahlen 1912 ×  
Bei den jetzt in Fluß kommenden Neuwahlen zur belgischen Repräsentantenkammer dürfte die Entscheidung zwischen den Klerikalen und den verbündeten Liberalen und Sozialisten auf des Messers Schneide stehen. Bisher, seit nicht weniger als 28 Jahren, behielten die Klerikalen noch immer das Heft in den Händen. 1884 mit einer Mehrheit von 32 Stimmen in die Kammer eingezogen, steigerten sie ihre Majorität sogar mit der Einführung des, durch die Pluralwahl verschlechterten allgemeinen Stimmrechts noch einmal 1898 bis auf 72 Mandate. Seitdem sank das Übergewicht beständig: 1900 auf 20, 1906 auf 12, 1908 auf 8 und 1910 gar auf 6 Stimmen. Die Opposition sammelt ihre Anhänger vornehmlich um zwei Forderungen: wirkliches allgemeines Wahlrecht, verbunden mit wirklicher Verhältniswahl, und keine Auslieferung der Schule an die Geistlich-

keit, wie das Schollaertsche Schulgesetz erstrebte und wie das auch dem Kabinett Broquville bei klerikalem Wahlergebnis zuzutrauen ist. Die Regierung bietet hauptsächlich den Klerus und die Beamtenschaft zu ihrer Unterstützung auf. Daneben scheint sie eine Lockerung des liberal-sozialistischen Bündnisses für möglich zu halten. Denn mit einemal verspricht sie sozialdemokratischen Bürgermeistern in Zukunft die Bestätigung zu erteilen. Bisher verweigerte sie diese Zustimmung, obwohl die Sozialisten, namentlich seit den letzten Kommunalwahlen, in vielen Gemeinden über die Majorität der Gemeindevertreter verfügen: der Treucid, den ein Sozialist dem König zu leisten hätte, sei nicht ernst zu nehmen. Jetzt soll der Minister des Innern plötzlich andere Seiten aufziehen wollen, nachdem Anseole (nach der *Frankfurter Zeitung*) erklärt hat, »die Sozialisten würden den Bürgermeistereid mit der gehörigen Ernsthaftigkeit und Würde ablegen und sich auch den verfassungsmäßigen Verpflichtungen, die dem Bürgermeister obliegen, unterziehen«. Der Wahltag ist auf Sonntag den 2. Juni angesetzt, und der Ausfall ist um so wichtiger, als statt der sonstigen hälftigen Erneuerung der Kammer diesmal (wegen einer Änderung der Abgeordnetenzahl und der vorgeschriebenen Verhältniswahl) sämtliche Mandate umstritten sind.

× Kurze Chronik ×  
Zu einem, in jeder Beziehung überaus unerquicklichen Geschäftsordnungskonflikt, der noch dazu mit keinerlei politischer Betätigung in direkter Verbindung stand, kam es am 9. Mai im preussischen Abgeordnetenhaus. Der Präsident von Erffa ließ den sozialdemokratischen Abgeordneten Julian Borchardt gewaltsam durch die Polizei aus dem Sitzungssaal entfernen. Das Plenum billigte, auf eingelegte Beschwerde, am 13. Mai das Vorgehen des Präsidenten mit 319 gegen 8 Stimmen. Daran scheiterten sich noch Prozesse wegen Hausfriedensbruchs und Widerstands gegen die Staatsgewalt reihen zu sollen. × Durch das Zusammenwirken von Sozialdemokraten und Liberalen, denen sich in diesem Fall auch das Zentrum anschloß, wurde die Geschäftsordnung des Reichstags dahin verbessert, daß sogenannte *kleine Anfragen* stattfinden dürfen, und daß im Anschluß an Interpellationen und deren Beantwortung

durch die Regierung der Reichstag Anträge stellen kann. X Die Rüstungsvorlagen wurden im Reichstag in 2. Lesung fast ohne jede Debatte angenommen; bei der Flottenvorlage verzichteten die bürgerlichen Parteien sogar auf jede rednerische Beteiligung.

### Wirtschaft / Rudolf Wissell

**Getreideversorgung** Die Schließung der Dardanellen hat den Bezug von Getreide aus Südrußland

und den Balkanstaaten praktisch unmöglich gemacht. Der Schienenweg ist für dies Getreide viel zu teuer als daß er für die Versorgung Deutschlands ernstlich in Frage kommen könnte. Die Wirkung der kriegerischen Maßnahme ist denn auch sofort eine Befestigung der Tendenz auf dem Getreidemarkt gewesen. Zugleich auch haben sich, namentlich in Südrußland, Neigungen geltend gemacht (gestützt auf eine Klausel der Vertragsbedingungen, wonach bei durch Krieg hervorgerufener Unmöglichkeit die Verladung erfolgen zu lassen die Verpflichtungen zur Lieferung erloschen sein sollen) die abgeschlossenen Verträge für aufgehoben zu erklären. Das trifft namentlich für kleinere Exporteure zu, die aus den jetzigen höheren Preisen besondere Gewinne erhoffen.

Der Getreide-, namentlich der Weizenexport aus Argentinien ist in der letzten Zeit verhältnismäßig sehr gering gewesen. Aus den Vereinigten Staaten kamen Klagen über ungünstigen Stand der Saaten. Da zudem auch in Deutschland die Witterung zu fortwährenden Klagen über mangelnden Regen Anlaß gibt, sind schon jetzt Befürchtungen für die kommende deutsche Ernte laut geworden. Auch das hat die Preisgestaltung, namentlich für Weizen, ziemlich erheblich beeinflußt. Der Preis für diese Getreidesorte steht zurzeit auf etwa 235 Mark, gegen 216 Mark zu Anfang des Jahres und etwas über 200 Mark Ende April 1911.

Über den Stand der Saaten Ende April äußert sich der deutsche Landwirtschaftsrat dahin, daß fast allgemein eine Vegetationsstockung oder gar eine Verschlechterung des früheren Standes zu verzeichnen ist. Von den Wintersaaten hat hauptsächlich Roggen auf den leichteren Böden unter der Kälte und Dürre gelitten. Für die Futterpflanzen sind die Befürchtungen groß. Mehrfach wird berichtet, daß im Fall noch länger andauernder Trockenheit der Futtermangel noch größer und schlimmer für die Land-

wirtschaft werden würde als im Vorjahr, zumal die Futtermittelvorräte völlig aufgebraucht seien.

### X Bankabschlüsse

Rein äußerlich betrachtet ist das Jahresergebnis der Großbanken ein nicht schlechtes gewesen. Der Umsatz ist durchgehend um ein beträchtliches gestiegen. Gestiegen sind auch die Bruttogewinne. Die Dividende hat in der alten Höhe weitergezahlt werden können; die *Berliner Handelsgesellschaft* hat sie sogar um  $\frac{1}{2}\%$  erhöht. Doch ist unverkennbar die Liquidität der Banken ungünstiger geworden als zu Beginn des Jahres. Der Zufluß fremden Geldes hatte bis zum Herbst in der in den letzten Jahren gewohnten Weise angehalten. Dann aber trat ein bedeutender Umschwung ein. Unter dem Einfluß politischer Momente und Befürchtungen wurden sowohl vom Inlandpublikum wie vom Ausland her erhebliche Kapitalien zurückgezogen. Diesen Ansprüchen konnten die Banken zwar genügen, doch nur dadurch, daß sie in einem ganz außerordentlich großen Umfang Mittel flüssig machten. Bei den 8 Berliner Großbanken waren es mehr als 500 000 000 Mark. Dabei hat ihnen noch die Reichsbank in reichem Maß durch Diskontierung von Wechseln Hilfe gewährt. Die Flüssigmachung der Mittel ist auch nur durch plötzliche ausgedehnte Krediteinschränkungen möglich gewesen, die nicht ohne jede Einwirkung auf das Wirtschaftsleben blieben. Wenn diese nicht noch fühlbarer war, so deshalb, weil wenigstens die inländischen Gelder, nachdem die politischen Befürchtungen geschwunden waren, wieder in die Banken zurückflossen. Die Abwälzung der Gefahren für die Banken auf die Kreditnehmer läßt das Verlangen der Reichsbankleitung durchaus verständlich erscheinen: die von den Banken gewährten Kredite sollten so gewährt werden, daß die Zurückziehung für die Beteiligten weniger schmerzhaft würde, und daß die Hilfe der Reichsbank bei besonderer Inanspruchnahme der Banken nicht in so hohem Maß nachgesucht zu werden brauche. Es scheint in der Tat, als ob das Streben die Mitkonkurrenten unter allen Umständen zu überslügeln eine recht große spekulative Betätigung der Banken hervorgerufen hat. Dabei sind für die Liquidität frei zu haltende Summen festgelegt, deren Freimachung oft nicht ohne schwere Schädigungen möglich war. Die bei Neugründungen und Ausdehnung industrieller Werke und der

Konsortialbeteiligung an Terraingesellschaften in Aussicht stehenden Gewinne scheinen oft die kühle geschäftliche Überlegung eingeschläfert zu haben. So hat die *Deutsche Bank* durch die Beteiligung bei der *Berliner Terrain- und Baugesellschaft* einen Verlust von 7 000 000 Mark erlitten. Woher die Bank diese 7 Millionen nimmt, um den Verlust zu decken, ist aus ihren Bilanzen nicht zu sehen. Daß aber ein solcher Verlust zu verwinden war, ohne das Geschäftsergebnis zu beeinflussen, läßt ahnen, daß die Banken es verstanden haben sich stille Reserven zu schaffen, aus denen sie in ungünstigeren Zeiten schöpfen können. Wenn trotz der Herbstansprüche, die einen erheblichen Teil der Anlagen zu Geld zu machen zwangen (ein Umstand, der an sich durchaus geeignet erscheint das Gewinnergebnis zu beeinträchtigen), die Abschlüsse der Banken gut erscheinen, so muß gefolgert werden, daß, außer dem ebenerwähnten Umstand der fürsorglichen Schaffung stiller Reserven, die Geschäftslage im ersten Teil des verflossenen Jahres überaus gut gewesen ist.

X  
**Schifffahrt** Die letzten Wochen standen am Markt der Schifffahrtsaktien unter dem Zeichen einer lebhaften Aufwärtsbewegung. Dazu hatten mehrere Momente beigetragen. Zunächst die überaus günstige Geschäftslage der Reederei selbst. Der Frachtenmarkt zeigt eine Gestaltung, die gute Resultate der Schiffsreisen verspricht. Überall auch haben die Reedereien Neubauten in Auftrag gegeben, so daß jetzt auch der Schiffsbau in Hülle und Fülle zu tun hat. Voran mit diesen Aufträgen geht die *Hamburg-Amerika-Linie*, deren Generaldirektor Ballin in der englischen Fachzeitschrift *Fair Play* von der jetzigen Glanzperiode spricht. Sie hat zurzeit allein 3 Riesendampfer von je 50 000 Tonnen im Bau. Die Konkurrenz mit den großen englischen Linien ist der Anlaß für den Bau dieser Riesenschiffe. Der *Norddeutsche Lloyd*, der in den letzten Jahren sehr ins Hintertreffen gekommen war, und der sich von den schweren Wunden des Krisenjahrs 1907-1908 noch nicht völlig erholt hat, gleichwohl auch wieder voranschreitet, hat ein Schiff von zirka 25 000 Tonnen in Bau gegeben. Ein weiterer Anlaß zur Belebung des Schifffahrtsaktienmarktes ist die Tatsache gewesen, daß die Errichtung einer neuen Auswandererlinie Emden - New York wahrscheinlich ist. Schon vor etwa Jahresfrist hatte eine norwegische Rec-

derei die Konzession für eine solche Linie nachgesucht. Ihr Gesuch ist damals zurückerwiesen worden. Das jetzige Konzessionsgesuch geht von der *Deutschen Reedereigesellschaft* aus, die im letzten Jahr von der Hohenlohegruppe zur Zusammenfassung der dem Fürstentrust nahestehenden Schifffahrtsunternehmungen gegründet wurde. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß die Genehmigung der Konzession im Prinzip schon erfolgt ist. Das um so mehr, als der preußischen Regierung ein solches, in einer preußischen Stadt domizilierendes Unternehmen nicht unwillkommen sein wird. Der Emdener Hafen ist in den letzten Jahren auch mit erheblichen Staatsmitteln zu einem Hafen 1. Klasse ausgebaut worden. Daß eine solche Konkurrenz den beiden führenden deutschen Linien nicht willkommen sein wird, ist naheliegend. Es mag auch fraglich sein, ob im Allgemeininteresse ein Bedürfnis für eine weitere Auswandererlinie vorliegt. Die Tatsache des Planes dieser neuen Linie und die darin zum Ausdruck gebrachte Hoffnung auf weitere günstige Gestaltung der Schifffahrt hat mit das lebhafteste Interesse für die Reedereiaktien geweckt. Dadurch sind auch die Aktien der von der eventuellen neuen Konkurrenz betroffenen beiden alten Linien nicht gefährdet worden. Im Gegenteil, auch deren Kurse haben sich gehoben. Das ist, abgesehen von der allgemeinen günstigen Tendenz, auch auf das durch den guten Stand des amerikanischen Wirtschaftslebens besonders begünstigte gegenwärtige Passagegeschäft zurückzuführen. Dieses hat durch die furchtbare *Titanickatastrophe* nicht gelitten sondern ist durch sie noch begünstigt worden. Schon gleich nach der Katastrophe wurde diese nicht nur allein von der menschlichen sondern auch von der praktisch-geschäftlichen Seite besprochen, und eine Bevorzugung der deutschen Schiffe in den Bereich der Erwartung gestellt. Diese Annahme hat sich auch bestätigt. Die der englischen Schifffahrt durch den schweren Verlust der *Titanic* geschlagenen Wunden werden, soweit reine Warenschäden in Betracht kommen, auf 47 Millionen Mark angegeben. Auf diesen Betrag beläuft sich die Versicherung der *Titanic* einschließlich ihrer Ladung. Fast alle deutschen Transportversicherungsgesellschaften sind durch Rückversicherungen hieran interessiert. Inwieweit die *White Star-Linie* für das den Passagieren widerfahrne Unglück haft-

bar ist, steht noch dahin. Sicher dürfte sein, daß von den in Mitleidenschaft gezogenen Lebensversicherungsgesellschaften Ansprüche an die Reederei gestellt werden.

× **Stahlwerksverband** In der Nacht zum 1. Mai ist der Stahlwerksverband ab 1. Juni 1912 auf weitere 5 Jahre verlängert worden. Allerdings auf einer etwas verkleinerten Grundlage. Der Verband erstreckt sich nur auf Halbzeug, Formeisen und Eisenbahnoberbaumaterial, auf die sogenannten *A-Produkte*. Die *B-Produkte* (Stabeisen, Bleche, Walzdraht, Röhren, Guß- und Schmiedestücke) sind vollständig frei geblieben. Eine Verständigung auch hierüber war bei den riesigen Mehrforderungen einzelner Werke nicht zu erzielen. Bisher war die Überschreitung der in diesen Produkten den einzelnen Werken zugewilligten Kontingente mit einer Abgabe von 20 Mark zugunsten der Werke belegt, die ihr Kontingent nicht erreichten. Durch die Freigabe der *B-Produkte* fällt jetzt diese Abgabe fort. Wenn damit die Konkurrenz bei den Erzeugern dieser Produkte eine günstigere Gestaltung der Preise für die Verbraucher zur Folge haben sollte, so wäre das im Interesse des gesamten Wirtschaftslebens nur zu begrüßen. Für die reinen Walzwerke jedoch wird die Freigabe nicht sehr erfreulich sein. Man ist ihnen zwar insofern entgegengekommen, als für Halbzeug in Zukunft die Ausfuhrvergütung in Fortfall kommt und ein billigerer Inlandspreis festgesetzt werden soll. Ob das aber ihre Konkurrenzfähigkeit wesentlich stärken wird, erscheint fraglich. Die Fortschritte der modernen Technik haben immer mehr dazu geführt, daß die Halbzeugproduzenten auch zur Fertigfabrikation übergehen, um möglichst die erste Hitze des einmal glühenden Eisens und Stahls bis zum äußersten auszunutzen. Die Entwicklung ist freilich nicht vorauszusehen.

Zurzeit ist die Kauflust am Eisenmarkt sehr groß, und die Werke sind überreich beschäftigt. Das zeigt sich auch in dem andauernden Steigen der Preise.

× **Spiritus** Der Plan der Regierung für die Deckung der Wehrevorlagen die sogenannte *Liebesgabe*, das heißt den Unterschied der Steuer des kontingentierten und des andern Spiritus, in Fortfall zu bringen, hat die Spirituszentrale, die jetzt monopolartig die Spirituserzeugung be-

herrscht, veranlaßt weitere Preiserhöhungen vorzunehmen. Noch nie war der Preis für Spiritus so hoch wie jetzt. Der Verwertungspreis der Zentrale stellte sich 1905-1906 auf 42,50 Mark, 1906-1907 auf 43,30, 1907-1908 auf 51,25, 1908-1909 auf 41,51, 1909-1910 auf 43,03 und 1910-1911 auf 44,91 Mark. Seitdem haben folgende Preiserhöhungen stattgefunden: bis zum 1. August 1911 auf 52,90 Mark, bis zum 15. August auf 58,50, bis zum 18. Januar 1912 auf 61,50, bis zum 19. März auf 69,50, bis zum 20. April 1912 auf 75,50 Mark. Wohl auf keinem Gebiet ist in so kurzer Zeit eine derartige Preissteigerung erfolgt wie beim Spiritus.

× **Kali** Über die Wirkung des Kaligesetzes enthält der Geschäftsbericht des Kaliwerks Aschersleben einige Ausführungen von weitgehendem Interesse. Es wird ja auseinandergesetzt, daß das Gesetz seinen Zweck erfüllt habe, soweit die Friedensstiftung und die Aufrechterhaltung der Preise der Industrie in Betracht komme; daß jedoch das Gründungswesen in recht schlimmer Weise begünstigt worden sei. Dann heißt es weiter: »Die Millionen, die jetzt unnötigerweise für neue Schachtanlagen verausgabt werden, könnten anderen, wirtschaftlich wichtigen Aufgaben zugeführt werden. Eine sehr bedeutende Anzahl von Schächten wird, nachdem sie abgeteuft und die nötigen Aufschlußarbeiten geleistet sind, vielleicht nie in Betrieb genommen beziehungsweise in ihrer vollen Leistungsfähigkeit betrieben werden. So sind wir selbst, wie wir bereits im Vorjahr erwähnt haben, gezwungen neue Schächte niederzubringen, nur um unsere Förderungsansprüche aufrechtzuerhalten. Von den in langen Jahren angesammelten Ersparnissen werden wir für die zunächst zu bauenden 2 neuen Schachtanlagen etwa 4 000 000 Mark verwenden müssen, obgleich wir während der Kampfzeit 1910 und 1911 gezeigt haben, daß wir mit den vorhandenen Anlagen ein Vielfaches unserer gegenwärtigen Förderung leisten können. Das gleiche wird bei dem uns befreundeten Sollstedt der Fall sein. Andere Werke haben bei diesem Kampf um die Quote zu Kapitalserhöhungen und Ausgabe von Obligationen schreiten müssen. Dabei muß die Art und Weise, wie zum Teil die Mittel zur Ausgestaltung dieser neuen Unternehmungen (vorwiegend in Form von Obligationen) beschafft werden, zu den ernstesten Besorgnissen Anlaß geben. Und diese Vergeudung von

Nationalvermögen geschieht in einer Zeit, da führende Stellen im deutschen Wirtschaftsleben Maßregeln zur Einschränkung des Kredits erwägen und vor Überspannung der wirtschaftlichen Betätigung warnen, weil die Kapitalbildung in Deutschland nicht gleichen Schritt mit dem Kapitalaufwand hält.»

× **Elektrizitätsmonopol** ×  
Dem preußischen Abgeordnetenhaus ist eine Vorlage der Regierung über die

Elektrifizierung der Berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahnen zugegangen (die im Herbst zur Beratung kommen soll). Die Kosten werden auf 123 350 000 Mark veranschlagt. Davon sollen 50 Millionen auf die baulichen Anlagen, 73 350 000 Mark auf neue Fahrzeuge und die Umänderung der alten Wagen zum Zweck elektrischer Heizung und Beleuchtung entfallen. Von großer Tragweite ist der Verzicht der Regierung auf die Errichtung eigener elektrischer Kraftwerke. Nur dort, wo es nicht möglich ist von privaten Betrieben elektrische Energie zu angemessenen Preisen zu erhalten, soll es geschehen. Ob dieser Verzicht zweckmäßig ist, sei hier außer Betracht gelassen. Es kommt hier nur auf die Feststellung an, daß der Elektrizitätsindustrie überaus reiche Arbeit in Aussicht steht. Genau zu dieser selben Zeit, wo das der Fall ist, kommt die Nachricht, daß eine der großen Elektrizitätsfirmen ihre Selbständigkeit aufgeben muß. Bisher hatten die *Bergmannelektrizitätswerke* in Berlin es meisterhaft verstanden sich technisch auf der höchsten Stufe zu erhalten. Damit jedoch nicht zufrieden hatten sie sich auch auf das Gebiet des Finanzierungswesens begeben. Nun sind sie dadurch ganz in die Gewalt der *Deutschen Bank* gekommen. Der Geldbedarf der *Bergmannwerke* ist so überaus groß, daß das Aktienkapital von 29 Millionen auf 52 Millionen erhöht werden soll. Das geschieht durch Vermittelung der *Deutschen Bank*. Der dieser nahestehende *Siemens-Schuckert-Konzern* hat von dem neuen Aktienkapital für nominal 8½ Millionen Mark übernommen und beherrscht mit Hilfe der *Deutschen Bank* nunmehr das Aktienkapital *Bergmanns*. Nachdem vor zirka 2 Jahren die *Felten & Guillaume-Lahmeyer-Werke* in den Machtbereich der *Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft* gezogen wurden, ist nunmehr die einzige noch selbständige Firma (außer den beiden großen Elektrizitätskonzernen) auch um ihre Selbständigkeit gekommen. Um die Wirkung dieser Tatsache abzu-

schwächen und den Befürchtungen, daß die beiden großen Konzerne sich nun wohl in der Preisfestsetzung auf Kosten der Konsumenten verständigen werden, entgegenzutreten, weist die *Siemensgruppe* in einer Veröffentlichung darauf hin, daß ein Monopol in der Elektrizitätsindustrie ausgeschlossen erscheine, weil sie ja nicht über die notwendigen Rohstoffe verfüge. Jederzeit könne eine von der Kundschaft begünstigte Konkurrenz aufleben. In Wirklichkeit zeigt aber gerade der Fall der *Bergmannwerke*, wie schwer es ist gegen die führenden Firmen aufzukommen. Wie sich die beiden großen Konzerne schon oft verständigt haben, trotz aller Gegensätzlichkeit der Interessen, so wird es nunmehr, wo ein recht unbequemer Konkurrent beseitigt ist, um so eher möglich sein. Praktisch sind wir vom Elektrizitätsmonopol nicht mehr fern.

× **Kurze Chronik** ×  
Der juristischen Fakultät der Universität Bern ist eine handelswissenschaftliche Abteilung angegliedert worden. × Die Einfuhr an Eisenerzen stellte sich im 1. Quartal 1912 auf 26 769 000 Doppelzentner, gegen 20 783 000 im gleichen Zeitraum des Vorjahres. × Am Kupfer-, Zinn- und Zinkmarkt ist in den letzten Wochen eine erhebliche Preissteigerung erfolgt. × Die Ein- und Ausfuhr Deutschlands stellte sich im 1. Vierteljahr 1912 auf 2580,6 respektive 2007,3 Millionen Mark, gegen 2282,1 respektive 1965,8 Millionen im gleichen Zeitraum des Vorjahres. × Der Zuckerpreis ist von seinem Hochstand, den er im letzten Herbst mit 18,50 Mark erklomm, bis auf 13 Mark wieder heruntergegangen.

## WISSENSCHAFT

### Philosophie / Kurt Grelling

**Logik** An kaum einem andern Wort kann man so gut die Verwirrung unseres heutigen philosophischen Sprachgebrauchs beobachten wie an dem Worte *Logik*. Darin war uns die Scholastik und auch noch die neuere Philosophie bis Kant entschieden überlegen. Damals hatte man die übersichtliche Einteilung der philosophischen Disziplinen in *Logik*, *Ethik*, *Metaphysik* usw., und wenn auch der Inhalt dieser Wissenschaften wuchs und sich veränderte, so blieben doch ihre Grenzen im allgemeinen gewahrt. Sieht



man sich dagegen heute um, was unter dem Titel *Logik* behandelt wird, so läßt sich ein gemeinsamer Oberbegriff dafür kaum angeben. Cohen zum Beispiel handelt in seiner *Logik der reinen Erkenntnis* so ziemlich von der gesamten theoretischen Philosophie und verschmäht auch gelegentliche Exkurse in die empirischen Wissenschaften nicht; andere identifizieren die Logik mit der Theorie der Erkenntnis, die dann selber wieder je nach dem Standpunkt zu einer empirischen Wissenschaft oder einer solchen aus bloßen Begriffen gemacht wird. Gegen diesen Mißbrauch der Worte hat sich schon Kant gewandt, indem er bemerkte, es sei »nicht Vermehrung sondern Verunstaltung der Wissenschaften, wenn man ihre Grenzen in einander laufen läßt«. Das hat ihn übrigens nicht gehindert selber dazu beizutragen, durch die Einführung des Terminus *transzendente Logik*, womit er etwas bezeichnete, das streng genommen teils zur Metaphysik gehört, wie er sie selbst definiert hat, teils zur Kritik der Vernunft, deren Stelle im System der Wissenschaften er allerdings nicht richtig bestimmen konnte, weil er ihren empirischen Charakter verkannte. Nun hat freilich eine einwandfreie Definition der Logik ihre ganz besonderen Schwierigkeiten, und ich gestehe eine solche Definition weder je zu Gesicht bekommen zu haben noch auch selbst in ihrem Besitz zu sein. Man kann, was zur Logik gehöre, nicht daraus bestimmen, was in den Lehrbüchern als solche abgehandelt wird, eben wegen der erwähnten Uneinigkeiten gerade auf diesem Gebiet. Es würde auch nichts helfen etwa die Neuzeit auszuschließen und die Definition der Logik aus der antiken und mittelalterlichen Literatur zu abstrahieren; denn dadurch würde man zwar einen einigermaßen scharf umgrenzten Begriff erhalten, der aber zweifellos zu eng werden würde. Das 19. Jahrhundert hat nämlich der wissenschaftlichen Behandlung Gebiete neu erschlossen, die ihrem ganzen Charakter nach mit der alten Logik eine so nahe Verwandtschaft aufweisen, daß man nicht umhin kann sie zur Logik zu rechnen. Diesen Charakter gilt es eigentlich scharf zu erfassen. Über die Apriorität der Logik ist man sich heute ziemlich einig, und man könnte nun versuchen sie mit Kant einerseits durch ihre nichtanschauliche Natur gegen die Mathematik und durch ihre analytische Natur gegen die Metaphysik abzugrenzen. Leider scheidert dieser Versuch

nach beiden Seiten; denn einmal ist man längst dahinter gekommen, daß Kants Definition des analytischen Urteils nicht haltbar ist, und daß man, um sie zu verbessern, den Begriff der *Logik* braucht, und auf der andern Seite ist auch der anschauliche Charakter der Mathematik zum Problem geworden. Itelson hat vorgeschlagen die Logik als die Wissenschaft von den Dingen überhaupt zu definieren, und er hat sich die Verbreitung dieser Entdeckung zur Lebensaufgabe gemacht. Auf den ersten Blick ist dieser Vorschlag auch bestechend, denn zweifellos ist die Logik die allgemeinste Wissenschaft; es gibt sicher keine Gegenstände, die zum Gebiet irgendeiner andern Wissenschaft gehörten und nicht den Gesetzen der Logik unterworfen wären. Sobald man aber näher darauf eingeht und etwa fragt, ob sich die Logik nur auf wirkliche oder auch auf unwirkliche Dinge bezieht, stößt man auf Schwierigkeiten; denn mit dem Wort *wirklich* beschwört man einen solchen Rattenkönig von Problemen herauf, daß eine Definition, deren Bedeutung von ihrer Lösung abhängt, uns nichts helfen kann.

In der eigentlich philosophischen Literatur unserer Tage spielt die Logik im Sinn des Aristoteles, die sogenannte *formale Logik*, so gut wie gar keine Rolle, obgleich ein *collegium logicum* manchem unserer Philosophen ganz nützlich wäre. Der Grund der Mißachtung dieser Wissenschaft liegt in dem Vorurteil, als ob heute noch von ihr gelte, was Kant darüber sagt, nämlich, daß sie seit Aristoteles keinen Schritt vorwärts getan habe. Tatsächlich hat aber, wie ich oben schon andeutete, im 19. Jahrhundert eine Entwicklung auf diesem Gebiet eingesetzt, die ganz neue Perspektiven eröffnet. Schon Leibniz faßte bekanntlich den Gedanken einer Begriffsschrift, das heißt einer Schrift, die analog der mathematischen Zeichensprache logische Beziehungen durch geeignete Operationszeichen darstellt. Eine solche Begriffsschrift ist nun im 19. Jahrhundert hauptsächlich von Boole, de Morgan und anderen ausgebildet worden und in Deutschland durch Ernst Schröder zu hoher Vollendung gebracht worden. Wie groß die Vermehrung des logischen Stoffes durch Anwendung dieses Kalküls ist, zeigt ein Blick auf das Schrödersche Werk, die *Vorlesungen über Algebra der Logik*, das aus 3 umfangreichen Bänden besteht. Und dieses Werk enthält nur

reine Logik und ist nicht etwa, wie die Werke von Mill und Sigwart, mit zahlreichen Anwendungen und Abschweifungen auf andere Gebiete erfüllt. Der wesentlichste Fortschritt der neuen Methode besteht neben der ungleich größern Exaktheit darin, daß nun außer den Beziehungen der Urteile auch die der Klassen und Relationen in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Das wirkt natürlich auf die Theorie der Schlüsse, die eigentliche Syllogistik, zurück, indem diese jetzt in einen viel größern Zusammenhang gestellt wird und durch Analogieen mit den anderen Gebieten der Logik auch hier neue Gesetze und Zusammenhänge entdeckt werden. Ein weiterer großer Fortschritt auf diesem Gebiet ist an die Namen Peano, Frege und Russell geknüpft. Diese kamen von der Mathematik her, deren Grundlagen sie untersuchten. Dazu bedurften sie einer exaktern Sprache als die bisherige Philosophie ihnen bot; denn sie nahmen mit Recht an, daß die vielen Unklarheiten, die in den früheren Untersuchungen über die Grundlagen der Mathematik vorhanden waren, hauptsächlich auf den Mangel eines solchen Instruments zurückzuführen waren. Aber auch der Logikkalkül erwies sich für diesen Zweck als ungenügend, da es zwar mit seiner Hilfe möglich war die Gesetze der Logik exakt auszusprechen und abzuleiten, er dagegen für die logische Behandlung bestimmter Inhalte viel zu schwerfällig war. Vor allem fehlte es ihm an einer Darstellung des singulären Urteils; und der Übergang vom Allgemeinen zum Besondern, der in jeder Anwendung fortwährend vorkommt, ist in diesem Kalkül nur auf Umwegen und in sehr unbeholfener Weise auszudrücken. Um diesem Übelstand abzuhelfen, erfanden Frege und Peano unabhängig von einander jeder eine Begriffsschrift, die naturgemäß äußerlich sehr verschieden ausfielen, aber im wesentlichen auf den gleichen Prinzipien beruhen. Das Fregesche System, das an Exaktheit dem Peanoschen in manchen Punkten überlegen ist, ist allerdings rein äußerlich betrachtet so unpraktisch, besonders vom Gesichtspunkt der Typographie, aber auch für die Erlernung, daß es keine Aussicht hat von jemand andern als seinem Autor literarisch verwandt zu werden. Der neue und überaus fruchtbare Gedanke, der in diesen Systemen zur Anwendung gelangt, ist die Übertragung des Begriffs der

*Funktion* aus der Mathematik in die Logik. Durch diese Einführung der *Propositionalfunktion* und die Ersetzung des alten Aristotelischen Subjekt-Prädikat-Schemas durch sie ist die neue Begriffsschrift zu einem Instrument geworden, das die Exaktheit des Logikkalküls mit der Schmiegsamkeit der natürlichen Sprache verbindet. Ich kann im Rahmen dieser Rundschau nicht die wichtigen Entdeckungen darstellen, die mit Hilfe dieses Instruments neben Frege und Peano besonders des letztern Schüler Russell in der Logik gemacht haben. Von dem ehrwürdigen Gebäude der Aristotelischen Logik ist dabei allerdings kaum ein Stein auf dem andern geblieben. Dafür ist aber die Logik als erste aller philosophischen Disziplinen auf dem Punkt angelangt, wo ihr ein weiterer gleichmäßiger Fortschritt gesichert ist, ähnlich wie der Mathematik, die ja selbst von den Vertretern der neuen Logik mit zu dieser Disziplin gerechnet wird: ob mit Recht, will ich dahingestellt sein lassen.

Von dieser ganzen Entwicklung scheint aber, wie gesagt, der Mehrzahl unserer Philosophen so gut wie nichts bekannt zu sein, oder sie verkennen ihre Tragweite. Einstweilen wenigstens gehen die meisten Schriftsteller, die über Logik schreiben, noch immer von den Aristotelischen Einteilungen und Schematen aus und fügen höchstens noch einige psychologische und erkenntnistheoretische Exkurse hinzu. Das gilt zum Beispiel von der *Logik* von Ernst Marcus, die nunmehr in 2. Auflage vorliegt (Herford, Menckhoff). Marcus ist Kantianer strengster Observanz und zurzeit der Führer dieser Richtung in der deutschen Philosophie. Es nimmt daher nicht wunder, daß er auch in seiner *Logik* nicht über Kant hinausgeht sondern sich im wesentlichen mit einer popularisierenden Darstellung Kantischer Gedanken und ihrer Übersetzung in eine moderne Sprache begnügt. Gegenüber der 1. Auflage unterscheidet sich diese 2. dadurch, daß eine Kritik der Friesschen Lehre von der unmittelbaren Erkenntnis und der psychologischen Natur der Vernunftkritik hinzugekommen ist, ohne daß man den Eindruck gewinnt, daß der Verfasser diese Dinge wirklich verarbeitet hätte. Ebenso scheint es ihm mit Nelsons Einwänden gegen seine Erneuerung von Kants transzendentalen Beweis der objektiven Gültigkeit der Analogieen der Erfahrung zu gehen. Dem Einwand, daß die Mög-

lichkeit eines solchen Beweises aus einem bloßen Begriff mit der synthetischen Natur der Analogien unvereinbar ist, vermag er meiner Ansicht nach nichts Stichhaltiges entgegenzusetzen.

Auf einer andern Stufe steht *Die Lehre vom Urteil* von Emil Lask /Tübingen, Mohr/. Dieses Buch ist für die Entwicklungstendenzen in der modernen deutschen Philosophie insofern besonders interessant als es ein deutliches Zeichen dafür ist, wie der Einfluß der Brentanoschen Schule und speziell Husserls phänomenologische Denkweise auch in die südwestdeutsche Philosophenschule um Windelband und Rickert, der der Verfasser angehört, einzudringen beginnt. Ich kann nicht daran denken den Inhalt dieses gedankenreichen Büchleins, das leider mit einer sehr schwerfälligen Diktion belastet ist, hier wiederzugeben, weil es sich hier um eine sehr ins einzelne gehende Untersuchung von Problemen handelt, die erst in letzter Zeit die Aufmerksamkeit der Philosophen auf sich gelenkt haben (obwohl natürlich auch hier an allerälteste Traditionen angeknüpft werden kann, wie denn auch Lask wiederholt sehr ausführlich auf Aristoteles Bezug nimmt). Das Mißverständnis des sogenannten *kopernikanischen Standpunkts* der Kantischen Philosophie, als ob der Verstand mit Hilfe der Kategorien die Gegenstände schüfe (ein Mißverständnis, das wohl hauptsächlich an der Vermengung von Sein und Denken durch Hegel und durch neuere Kantianer schuld ist), wird von Lask, wie mir scheint, mit Geschick bekämpft, und dabei wird eben dieser Unterschied von Sein und Denken oder zwischen der metalogischen, gegenständlichen Sphäre und der logischen, der unter andern das Urteil angehört, scharf hervorgehoben; man kann diese beiden Sphären daran unterscheiden, daß es in der Gegenstandssphäre keinen Sinn hat nach Wahrheit oder Wahrheitswidrigkeit zu fragen, ebensowenig wie nach Richtigkeit oder Falschheit. Mit diesen Andeutungen muß ich mich vorläufig begnügen.

× ×  
**Kurze Chronik** In Freiburg in Baden ist der Professor der Philosophie Johannes Uebinger, der im vorigen Herbst in den Ruhestand trat, im Alter von 59 Jahren gestorben. × Am 29. März feierte Professor Theodor Gomperz in Wien, der bekannte Geschichtsschreiber der griechischen Philosophie, seinen 80. Ge-

burtstag. × Der pädagogische Schriftsteller, Dr. F. W. Foerster, der in Zürich als Privatdozent für Philosophie und Sozialpädagogik wirkte, hat sein Amt niedergellegt. × Am 19. Mai konnte Deutschland den 150. Geburtstag Fichtes feiern. Zu diesem Jubiläum hat der Verlag Felix Meiner in Leipzig eine Ausgabe von ausgewählten Werken Fichtes in 6 Bänden zu Ende geführt. Sie bringt unter andern die *Wissenschaftslehre*, die *Bestimmung des Gelehrten*, die *Grundlage des Naturrechts*, die *Sittenlehre* von 1798 und die von 1812, den *Geschlossenen Handelsstaat*, die *Reden an die deutsche Nation*: alles in chronologischer Folge; den Beginn bildet der *Versuch einer Kritik aller Offenbarung* von 1792, den Abschluß die *Staatslehre* von 1813. Die Ausgabe ist gut gedruckt und mit mehreren Porträts Fichtes geschmückt; der, an sich schöne Lederrücken des Einbands wird leider durch unschöne vertikale Goldlinien und sonstiges Zubehör verunziert, der Namensaufdruck durch unförmliche Lettern verundeutlicht. Von den oben aufgezählten Schriften und einigen der anderen hat übrigens der selbe Verlag auch Einzelausgaben veranstaltet.

## KUNST

### Dichtkunst / Max Hochdorf

**Strindberg** † Mit Leidenschaft ist die Unsterblichkeit August Strindbergs zu preisen, jetzt, da er uns am 14. Mai vom Tod weggenommen worden ist. Sein Werk, sein Leben, sein Kampf, diese gewaltigen Betätigungen, diese Einheit von Mensch und Arbeit, das ist an ihm das Größte gewesen. Es gibt Millionen von Menschen, die an der Gefallsucht leiden jede Regung ihrer Seele kundzugeben, jeden Zug und jede Störung ihres Schicksals zu erzählen. Solche Menschen sind klein, dumm, unvorsichtig, in den Augen der Beobachter lächerlich. Aber dann sind andere, die eine hohe Sünde begehen würden, wenn sie nicht jeden Gedanken beichteten, jede Offenbarung ihrer Heiligkeit, jede Handlung ihrer Gemeinheit. August Strindberg hat das Recht zur Aufrichtigkeit besessen. Er hat es erworben, er hat es ausgeübt, wie ein Amt, ihm anvertraut von den geistig Starken der ganzen Welt. Im Gedächtnis des Nekrologen sind einige Szenen aus seinen Büchern haften geblieben, kleine Abschnitte aus großen Bänden. Doch gerade in diesen Abschnitten ist das Ewige, das, was in

unserm Gefühl als kostbarste Lebens-erinnerung und Erbauung am tiefsten aufbewahrt blieb. Da ist in der *Beichte eines Toren* der Augenblick, in dem der Gatte alle Dürftigkeit, alle körperliche Sklaverei der Frau erkannt hat. In Grübeleien versinkt der Gatte, vor dieser Schmach hat er die Augen erschreckt geschlossen, er hat sich geläutert, er hat sich losgelöst. Und plötzlich siegt doch wiederum in ihm der Teufel. Verzweifelt, bettelnd, brünstig pocht er wiederum an der Tür des Weibes, das sein Herz schon ganz verstoßen hatte. Eine Komödie ist wohl ein Dokument des schwachen Dichters. Resigniert zieht er sich von den Lebensschwierigkeiten zurück und verspottet seine eigene Ohnmacht. Aber der Umweg mit solcher Ironie, selbst mit guter Laune ist doch nur das Hilfsmittel des gebrechlichen Geistes. Strindberg war anders, ein Mann und Künstler, der vor solcher Gebrechlichkeit zurückwich, der die Probleme nach antiker Methode anfaßte, nämlich tragisch. Den Krieg zwischen dem Fräulein Julie und ihrem Diener hat nur der Schwede so bitter, so ohne Waffenstillstand bis zum äußersten treiben dürfen. Diese Psychologie der Jungfrauenbrunst haben die Franzosen tausendmal als komischen Seelenteil auf die Bühne gebracht. Die Ewigkeit des Phänomens, die Tragik, also das Schwerste daran gestaltete das Genie Strindbergs. Er brachte Ordnung in die erotischen Schliche und Verwirrungen der glühenden Schwedenkönigin Christine. Nach all den patriotischen Reformatiionsstücken die Lutherpsychologie und dann auch die Seele des Lutherschülers Olaf Petri zu gestalten, das ist wiederum der Strindbergschen Kraft vorbehalten geblieben. Jedes von seinen winzigen Stücken war so ein ganz auf das Hohe und Sittliche gestimmter Sang. Wenn wir wieder am Wüstengrauen, an der Erschütterung durch grausame Natur in der Gegenwart Freude empfinden, wenn manche Kipling und auch Johannes V. Jensen feiern, dann hat Strindberg auch diese Welt im *Samum* vorausgeträumt.

In Strindberg lebte noch eine andere Neigung. Neben dem Hang zum Beichten hatte er stets die leidenschaftliche Laune zum Angreifen und Bekennen. Und wenn er es gerade in den letzten Jahren seines Lebens unternahm viele nach seinem Sinn schädliche Meinungen und Persönlichkeiten zu bekämpfen, dann lag für den abseitigen Beobachter in diesem Zug ein unleidlicher, ein unerträg-

licher Neid. Aber der schärfer Zusehende bemerkte, wie Strindberg nicht nur zerstörte, wie er auch aufbaute. Fast gleichzeitig mit den *Schwarzen Fahnen* schrieb er seine Lebensbeichte, um zu zeigen, wie aus dem *Sohn der Magd* der Weltgeist wurde. Und wenn dieser Weltgeist, der nun dem Tod verfiel, manchem Optimisten nicht gefiel, wenn er von dem allzu optimistischen Björnson verkleinert und geschmäht wurde: das Weltbild Strindbergs war ewig, war gewaltig. Weil es nicht gefälscht war, weder durch Sentimentalität, noch durch unmenschliche Härte. Denn langsam ließ er die Menschheit fühlen, daß seine scheinbare Härte nur aus tobender Gerechtigkeit erwuchs.

Bei Georg Müller in München erscheint eine deutsche Gesamtausgabe der Werke August Strindbergs. Band reiht sich an Band, Abteilung an Abteilung: Dieser Riesengeist war in vielem zu Hause, von dem sonst ein einziges zur Füllung eines Menschenlebens ausreicht. Wenn diese Ausgabe vollendet sein wird, werden die Deutschen um ein ganz großes, ganz kostbares Besitztum reicher sein.

×  
Romanze

×  
Natürlich ist Peter Rosegger, dessen literarische Fracht jetzt mit so vielen,

vielen Bänden so schwer wiegt, arg in seiner Gestaltungskraft gesunken. Wenn er früher als ein junger Dichter prächtige Visionen hatte und wohl zu einer imponierenden Anschaulichkeit hinaufstieg, dann schrieb er später oft ohne Zwang, nur von einem Hang zum Predigen und zum Moralisieren geleitet. Und er kann selbst in der leisen, aber deutlichen Entartung zum Altweiber- und Volksversammlungs-poeten sein urwüchsiges Talent nicht verleugnen. *Die beiden Hänse* heißt sein letztes Buch /Leipzig, Staackmann/. Der Name deutet schon auf eine Antithese, etwa auf ein Erbauungsthema. So spricht der nach Sentenzen verlangende Sonntagsprediger, wenn er den reichen und den armen Mann in Gegensatz bringt. Aber es kann auch solchen Predigten, ob sie nun dem Stadtmann oder dem Bauern dargebracht werden, Macht innewohnen, Volkstümlichkeit ohne verstimmende Tendenz. Wahrlich, es ist viel Unmodernes, viel Gepreßtes, sogar Geschmackloses in dem Roseggerschen Roman. Und dennoch vermag der Dichter zum größten Teil die Gesinnung in Kunst zu verwandeln. Zwei Lebenswege, die der beiden Hänse, gehen erst neben einander, dann trennen sie sich, dann

kreuzen sie sich wieder. Daß die beiden Schicksalswanderer gerade auf den Namen Hans zusammen hören müssen, das ist so alter Fabulierbrauch, für den der bejahrte Rosegger nicht getadelt werden muß. Der eine Hans wird ein gläubiger Theologe, der zweite Hans ein gottstürzender Naturforscher. Und beide werden sich fremd, sehen sich jahrelang nicht, Es geschieht, daß der Naturforscher einen glänzenden Glücksaufschwung nimmt, aber dann verläßt ihn plötzlich die Zähigkeit. Er sinkt ins Lumpenproletariat, wird ein Landstreicher, ein Lump. Er hat einmal ein Mädchen sehr geliebt und verraten. Das reut ihn. Und da er tüchtig unten ist im Elend, läuft ihm ein Original von einem Amerikaner über den Weg, ein Narr oder Weiser, der mit den gewagten Umsturzworten und Eigenheiten nur so Federball spielt. Der verlumpte Europäer wird Leibarzt des Amerikaners. Sie wandern, sie kommen in eine Felswüste. Und dort findet der ungläubige Hans den gottesfrommen, der ein Gebirgspfarrer und harter Landmann wurde. Wunder begeben sich. Der Pfarrerhans hat bei sich eine Frau und einen Jungen. Bald kommt an den Tag, daß die Frau einmal das Lieb vom weltlichen Hans war, und der Junge: das Rätsel ist nicht schwer zu lösen. Wie die Frömmigkeit gütig war. Wie sie den Ungläubigen erschütterte. Sie hebt ihn aus der seelischen Zerlumptheit. Das ist kein schlechtes Sentenzenspiel. Es fesselt, es ist gut erzählt. Rosegger ist einer von den besten Schriftstellern auch dort, wo er dem Geschmack der Alltäglichkeit nachgibt. Die Psychologie Roseggers ist einfach, sie ist phantastisch. Sie ist etwa so weit verschieden von der Seelentheorie eines Jungdeutschen wie die Psychologie Paulsens von der Freudschen Lehre des Empfindens. Die Probleme bleiben. Die Heilsichtigkeit des Suchenden ist gewachsen. Nimm den Roman von Martin Beradt *Das Kind* (Berlin, S. Fischer). Der Autor hat allerhand ganz Modernes gelernt und gelesen; er hat es mit Andacht erworben, er hat begriffen, wie zwischen Gebärmutter und Gehirn die Zusammenhänge bedenkllicher walten als ein Dichter mit Predigerschnusucht es begreifen mag. Und jede Zeile, die er spendet, ist eine Beichte von dem Geist, dem er nachging. Das ist kein Tadel, das ist nur eine Naturerscheinung, die bei dem Behenden, so sorgfältig Stile, Gedanken und sogar Gefühle sammelnden Beradt immer zu erkennen war. So

konnte es kommen, daß er nach dem zweiten vollkommenen Buch auch ein drittes von gleichem Talent schrieb. In der Geschichte vom Kind handelt es sich um einen pathologischen Fall. Dem verprügelten, miserablen Bauernmädel, das mit Bleichsucht, Magerkeit und schlechten Lumpen auf die Welt kam, ist ein Keuschheitsaberglauben ins Blut gewachsen, eine eigentümliche Fremdheit und Angst in geschlechtlichen Dingen. Und da sie nach Berlin als Diensthote verpflanzt wird, gerät sie in strengen Gewissenskampf. In Berlin ist man mit dieser Art von Liebe sehr geradeaus und natürlich. Und wie aus diesem mit-leidswürdigen Geschöpf nur ganz langsam nach furchtbaren Krisen und verrückten Halluzinationen ein normales Weib wird, das ist Beradts Thema. Er stellt das Problem, er löst es gut. Er schreibt ein interessantes Buch. Das kann gewiß nicht jeder. Wenn er da einen Berliner Gemüsemarkt schildert, mit Höckerinnen, mit einem Neger dazwischen und dicken, kindergesegneten Hausmüttern, dann hat er Humor, Mut zum Realismus, vielleicht eigenen Herzensklang. Das verspricht wiederum einiges für die Zukunft.

×  
Lyrik

Die Berliner *Freie Volksbühne*, die schon manchen Dichter des Auslands (so auch Bernard Shaw) zuerst den Deutschen gebracht hat, hat sie auch mit dem Engländer John Galsworthy bekannt gemacht; sie hat zwei seiner Stücke aufgeführt, von denen namentlich die soziale Satire *Der Zigarettenkasten* viel Interessantes für die Kenntnis englischer Psychologie bot. Daß der Dichter weder in der Kunstform auf das Drama noch in der gegenständlichen Empfindung auf soziale Kampfesstimmung beschränkt ist, zeigt ein Band Gedichte, den er soeben veröffentlicht hat (*Moods, Songs and Doggerels* (London, Heinemann)). Da haben wir zarte Stimmungen aus dem alten Quell der Lyrik, der Natur; aber auch den eigentümlichen Reiz der selbstgeschaffenen Natur des Menschen, der Großstadt, die nur den Banansen banaisch erscheint. Dazwischen dann *songs*, Lieder in englischer Art und mit wechselndem Rhythmus. Der Anfang und das Ende zeigt uns die Weltanschauung des Dichters. In dem ersten Gedicht, *A Dream* (dem einzigen größern Umfangs im ganzen Buch) läßt er, von Gott aufgefordert seinen Glauben zu bekennen, im Angesicht des Todes alle die süßen und seltsamen Schönheiten der Welt an

sich vorüberziehen. Und wie Leben sich mit Tod, Tod mit Leben vermischt, so klingt das Buch in die zwei Strophen des Gedichtes *Life?* aus, das hierher gesetzt sei:

»Life? What is life?  
The leaping up of level wave;  
The flaring of an ashy fire;  
The living wind in airless grave!  
Death? What is death?  
The dying of immortal sun;  
The sleeping of the sleepless moon:  
The end of story not begun!«

Das Buch ist sehr schön gedruckt, in einer edlen Antiqua ohne Ziererei, und auf sehr gutem Papier ohne Prätention. Diese Engländer können uns in der Art, wie man Bücher herstellt, immer noch ein Muster sein.

× **Kurze Chronik** Im Alter von 91 Jahren ist

Rochus Freiherr von Liliencron, der um die Erforschung des deutschen Volkslieds hochverdient gewesen ist und dafür gesorgt hat, daß den deutschen Dichtern in der *Allgemeinen deutschen Biographie* der Nachruhm geschützt werde, gestorben. × Der Bergarbeiter und Dichter Heinrich Kämpchen ist, 64 Jahre alt, in Linden an der Ruhr gestorben. 3 Gedichtbände, die unter den Bergleuten als Breviere gelten, sind ein Zeichen seines festen Charakters und seiner Liebe zu Reim und Klang. × H. G. Fiedler, der in Oxford deutsche Literatur lehrt, hat ein *Buch deutscher Dichtung* zusammengestellt /Oxford, *University Press*. Gerhart Hauptmann verfaßte eine Einleitung zu dieser Blütenlese; der Oxford Ehrendoktor ehrte die deutschen Poeten, gemessen, ohne viel Hitze, doch dankbar in dem Gefühl, daß er zu Fremden von seinen Kunstbrüdern sprechen dürfte. Herr Fiedler war in seiner Auswahl, die in England werben soll, sehr glücklich. Und daß er Peter Hilles schönste Verse hier abdruckte, das mag ihm hoch angerechnet werden.

## KULTUR

### Kunstgewerbe / Paul Westheim

**Arbetermöbel** Die Kommission für vorbildliche Arbeiterwohnungen, die bekanntlich schon im vorigen Jahr eine mustergültige Wohnung zum Verkauf stellte und jetzt eine neue Type von Peter Behrens im Berliner Gewerkschaftshaus zeigt, hatte unter den Kunstgewerbezeichnern einen Wettbewerb zur Erlangung einer weiteren Type

ausgeschrieben. Das Resultat ist überraschend gut ausgefallen. Unter den 64 eingesandten Entwürfen waren nur 2 oder 3, in denen das Problem des Arbeiterhaushalts nicht begriffen war. Einzelne begingen insofern einen Mißgriff als sie in sonst recht anständigen Lösungen dem Arbeiter einen Komfort zu bieten suchten, der den Geldbeutel des mittlern Bürgertums voraussetzt. Die mit Preisen bedachten Arbeiten (vor allem der an erster Stelle gekrönte Entwurf, der ein sehr anständiges und behagliches Mobiliar bietet) sind innerhalb der von der Kommission gesteckten Preisgrenze ausführbar. Die Anregungen, die sie auch durch dieses Ausschreiben erhalten hat, wird sie im Interesse der Arbeiterwohnung zu nutzen wissen. Gleichzeitig hat der Wettbewerb dazu beigetragen das im allgemeinen nicht günstige Urteil über die Kunstgewerbezeichner zu korrigieren. Man sah aus dem Gesamtniveau der eingelieferten Arbeiten, daß eine beträchtliche Portion natürlichen Könnens hier in der Hauptsache durch die wirtschaftlichen Verhältnisse niedergehalten wird. Die minderwertige Möbelindustrie zwingt auch den Zeichner zur Minderwertigkeit herab. Wozu noch eine so weitgehende Spezialisierung kommt, daß, wie des öfters festzustellen war, der routinierte Werkzeichner nicht einmal mehr in der Lage ist eine perspektivische Ansicht seines eigenen Entwurfs zu liefern. Die neue Behrenstypen ist ein weiterer Schritt zur Lösung des Problems. Sie ist männlicher, wuchtiger und konstruktiver als die Münchhausensche Einrichtung, die natürlich noch weiter vertrieben werden soll. Offensichtlich hat Behrens auch das stärkere Gefühl für die Reize, die in den Materialien schlummern. Dem verdankt er zum Beispiel einen Kleiderschrank, der nichts mehr von proletarischer Kargheit an sich hat. Weniger überzeugend wird er überall da, wo er, dem anscheinend von der Kommission ausgesprochenen Wunsch folgend, die Wucht seiner Formgebung zugunsten einer gefälligeren Stimmung abzulämpfen sucht. Die früher unzulängliche Küche hat eine geniale Lösung erfahren. Wie überhaupt die beiden Typen das Anständigste sind, was innerhalb ihrer Preisklage sich auf dem Markt befinden dürfte.

× **Kalligraphie** Durch die gesunde Abkehr von einer selbstgefälligen Artisterei im Bereich der Kalligraphie bekommt eine kleine Aus-

stellung von Schriftblättern der Schule des Berliner Kunstgewerbemuseums taktische Bedeutung. Ludwig Sütterlin, der Leiter dieser Kurse, unterrichtet nach ein paar Prinzipien, die wir, wenn wir breiteste Schichten befriedigen wollen, allenthalben in unsere Kalligraphie hineinbekommen müssen. Nämlich, wir müssen ornamentale und Gebrauchsschrift so schön, so federecht, so rhythmisch, so tectonisch, so künstlerisch wie möglich zu schreiben verstehen und bei alledem doch Blätter liefern, die den letzten Zweck aller natürlichen Kalligraphie, den Mitteilungszweck, so elementar erfüllen, daß der einfache Mann, der Nichtsachverständige nicht mehr vor dem künstlerisch beschriebenen Blatt wie vor einem unentzifferbaren Rätsel steht. Alle, die sich für eine Schriftreform die Jahre über eingesetzt haben, haben das als Höchstes gewünscht und gefordert: Jetzt kommt der Praktiker und bietet wie etwas Selbstverständliches die Erfüllung. Sütterlin ist ein überzeugter Anhänger der Larischschen Grundsätze. Auch ihm kommt es darauf an die eigenen Anlagen, den besonderen Duktus, die in einem Schüler stecken, nicht zu unterdrücken. Das Eigene sucht er auf jede mögliche Weise zu erhalten, allerdings nicht ohne die Einschränkung, daß allzu krasse, ich möchte sagen: unsoziale, Eigenwilligkeiten zugunsten einer natürlichen Ausdrucksfähigkeit abgeschliffen werden. Er achtet nicht nur eine Schülerindividualität, er stellt an den Schreiber auch Anforderungen, wie sie allen Kunsthandwerkern gestellt werden müssen. Daß diese Forderung durchgesetzt werden kann, ohne eine der neu formulierten kalligraphischen Grundsätze preiszugeben, ohne ein Opfer an Ausdruckskraft und Schönheit zu bringen, gibt der Ausstellung die programmatische Bedeutung. Der rationalistische, auf Zweck und Brauchbarkeit gerichtete Geist der Berliner scheint da unserer gesamten Kalligraphie einen Pionierdienst geleistet zu haben. Noch eine kleine Dosis künstlerischen Esprits: und diese Berliner Schreibkunst wäre im höchsten Sinn vorbildlich.

× **Silhouetten** Diese Ausstellung bei Friedmann & Weber in Berlin beweist, daß es einige hundert oder, wenn man die verzückten Betrachter hinzunimmt, einige tausend Menschen mit antiquarischen Sentiments unter uns gibt. Die Silhouette, überflüssig gemacht durch den Photographen, zu

neuem Leben zu erwecken hätte einen Sinn, wenn es gelungen wäre ihr aus den Ausdrucksmitteln der Zeit eine neue Gebärde zu geben. Das ist trotz dieser Ausstellung denkbar. Etwa, indem man der konturenreißenden Schere nie gegebene Linienspiele (Linie einmal im Sinn jenes kühnen van de Veldeschen Essays aufgefaßt) abnötigte. Indem ein durch den Impressionismus hindurchgegangenes Auge dem Schwarzweiß der Silhouette Farbigkeit (in der Art, wie sie aus Beardleyschen Zeichnungen bekannt ist) gäbe. Beides hat bei allem Fleiß keiner der Scherenleute gewagt. Ein Möchel, der auf eine gewisse Farbigkeit hinschneidet, macht aus der Silhouette eine zusammengeklebte Zeichnung. Die feinen Buntpapierarbeiten, die die Schüler Ernst Neumanns oder der Hamburger und Mainzer Kunstgewerbeschule ausstellen, wollen als pädagogische Krücke bewertet werden. Für die Hand und das Auge, für die Farbwirkung und die Flächenkomposition sind sie wichtig. Abgesehen davon bieten sie als Scherenleistungen aparte Wirkung. Bei einem Neubau mit dem Kreuz und Quer der Baugerüstlinien (aus Hamburg) hat sich diese Kleberei zu einem eigenen, für die Zeichnung unerreichbaren Stil entwickelt. Wenn Ernst Neumann einen Papierfetzen reißt und als Wogenschaum oder Lokomotivendampf in eine Zeichnung hineinklebt, so erhalten dadurch diese Dinge eine sonst unerhörte Stofflichkeit. Auch Repsold, ein Lyriker der Schere, der stimmungszarte Landschaften zu schneiden pflegt, weiß durch seine Klebereien seinen Arbeiten diese besondere Stofflichkeit zu geben. Versuche dieser Art weisen die Richtung, in der die Silhouette allenfalls entwicklungsfähig wäre. Wem es Spaß macht über fingerfixe Geschicklichkeiten zu staunen, mag noch manches Blättchen und manchen Namen finden.

× **Kurze Chronik** Der Groß Berliner Zweckverband hat trotz erheblicher Widerstände die Anstellung eines Städtebauers beschlossen. × Die Nordwestdeutsche Speisewagen-gesellschaft hat sich im Gegensatz zu der Jugendstilausstaffierung der auf den preußischen Staatsbahnen laufenden Wagen von dem hannoverschen Architekten Karl Hub. Roß einen vernünftigen Speisewagentyp entwerfen lassen. × Als neueste Episode vom Wettbewerb ums Bismarckdenkmal ist die gegenseitige Befehdung der Preisrichter durch Flugschriften zu melden. Rathenau

und Lichtwark auf der einen, Muthesius und Dessoir auf der andern Seite geben mit ihren Broschüren Aufklärung über die Vorgänge innerhalb der Jury.

### × Literatur

Der Leiter der Pforzheimer Goldschmiedeschule, R. Rücklin, gibt in einer kleinen, mit Probetafeln ausgestatteten Monographie einen orientierenden Überblick über die Pforzheimer Schmuckindustrie /Stuttgart, Franckh/. Die für Pforzheim charakteristische Verarbeitung des Dubleeschmucks, die kunsthandwerkliche Technik bei fabrikmäßigem Betrieb, die Materialbeschaffung, der Produktionsaufbau, die Arbeits- und Absatzverhältnisse werden sachkundig geschildert. × Bernhard Kellermann und Karl Walser haben eine Spritztour nach Ostasien gemacht. Als Mitbringsel von der Reise spendieren sie uns ein schönes kleines Buch über die japanischen Tänze (*Sassa yo yassa* /Berlin, Paul Cassirer/). Kellermann wagt den Versuch einmal im leichten Plauderton das Tänzeln, Trippeln und Wiegen der japanischen Teehausstraße literarisch zu fassen. *Yamanaka*, das *Innere des Berges*, heißt die Stätte der Vergnügungen, in die er uns führt. Die Tanzmädchen schlüpfen hinter den Matten hervor, die Samisen erklingen, die zierlichen Körper wiegen sich in rhythmischer Bewegung. Der Tanz des Fischerknaben, der Tanz der drei armen Teufel, der Tanz des Wäschebleichens, der Pilgertanz oder der der schwatzhaften Bergfrau folgen einander. Jeder ein kleines Gedicht, jeder ein bißchen durchwirkt mit Volksliedsentimentalität, und alles doch ohne grobe Unterstreichungen. Eine Reihe feiner Bewegungen, ein leises ruckweises Drehen des Kopfes mit den geradeaus in die Ferne gerichteten Augen der Tänzerin, das Spiel des Fächers: das ist alles. Karl Walser hat ein paar dieser Gesten eingefangen, hat sie ins Walse-risch-Besinnliche übersetzt. Walser vermag im Gegensatz zu Orlik nicht wie ein Knetgummi sich jeder Landschaft anzusaugen. Aber seine Studien, die das Büchlein in wunderschönen Wiedergaben bringt, sind von dem Stimmungsreiz lebendiger Grazie. Das Äußere des Buches ist dem Gegenstand angemessen und in allen Teilen so wohl gelungen, den Sinnen so wohl tuend, daß es für sich schon einen Bericht in der kunstgewerblichen Rundschau rechtfertigt.

## DIVERSA

### Aus der Zeit

#### Bücherauto- mat

Reclam, der mit seiner *Universallibothek* unsern Kampf gegen die Schundliteratur schon um 4 Jahrzehnte vorweggenommen hat, der ohne Komitees, ohne Geldsammlungen, ohne staatliche Beihilfe und gesetzgeberische Maßnahmen gute und beste Literatur dem deutschen Volk zu bieten vermochte, ist eben dabei eine neue Waffe gegen die Schundliteratur zu schmieden. Den Automaten will er als immer bereiten Verkäufer guter Lektüre an allen Gassen, in Schulen und Kasernen, Krankenhäusern, Wartehallen und Restaurants, auf Schiffen und Bahnhöfen zur Aufstellung bringen. Nichts erscheint selbstverständlicher, nichts einfacher und praktischer als diese Idee, ist man erst einmal darauf gekommen. Der Lesestoff ist in Fülle da; den Vertrieb, die Aufstellung und Versorgung der Automaten, wird der deutsche Buchhandel übernehmen; den Automaten selbst zu konstruieren war keine diffizile Aufgabe für unsere Technik. Die einzige Schwierigkeit bestand darin durch den Automaten dem besondern Warencharakter des Buches gerecht zu werden. Für jedes Bändchen einen eigenen Apparat aufzustellen wäre unmöglich gewesen; dem Käufer ein Lotterispiel zuzumuten, bei dem er in dem Augenblick, da ihm der Appetit nach dem Hebel steht, vielleicht ein Molièreheftchen bekommen hätte, erscheint ebenso undurchführbar. Alle diese Schwierigkeiten überwindet der Auswahlautomat, das heißt ein Automat, der in Form eines kleinen Schaufensters jeweils 12 verschiedene Bände zur Auswahl stellt. Ein Streifband gibt in knappen Sätzen und großer Schrift von jedem dieser dargebotenen Bücher die Inhaltsangabe und Charakteristik des Autors. Nach Entnahme eines Heftchens erscheint an der gleichen Stelle ein anderer Autor, so daß, da der Stapel 7 bis 8 Bände faßt, an jeder Straßenecke 80 bis 100 gute 20 Pfennig-Büchelchen feilgeboten werden können. Kann es einen gehen, der diesen Absichten nicht im weitesten Maß Unterstützung angedeihen lassen möchte? Auch die Bildungsausschüsse der Arbeiterbewegung sollten ihr Augenmerk auf diese Institution richten und sie vielleicht in ihrem Sinn noch zu erweitern trachten.

PAUL WESTHEIM